Nr. 3

SONDERAUSGABE DER ILLUSTRIERTEN ZEITUNG · 15. MAI 1940

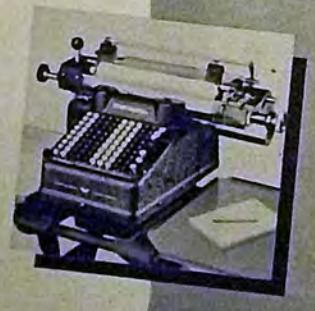
Signal

Ein norwegischer Landesbischof zwischen den kämpfenden Linien

Stabil und dauerhaft!

Das sind wesentliche Merkmale der CONTINENTAL-Kleinschreibmaschine. Zu diesen guten Eigenschaften kommt zugleich die stets gleichbleibend schöne Schrift.

Stabiler Bau und hohe Lebensdauer begegnen Ihnen bei allen CONTINENTAL-Büromaschinen. Lernen Sie den Vorteil guter, schneller Leistung kennen, der sich durch geräuschloses Schreiben auf CONTINENTAL Silenta ergibt. Benutzen Sie für Abstimmungs- und Kontrollarbeiten im Rechnungswesen die handliche und zuverlässige CONTINENTAL-Saldiermaschine Klasse 200. Buchen Sie zuverlässig, rasch und übersichtlich auf der CONTINENTAL-Duplex-Buchungsmaschine Klasse 1300. Diese und viele andere Modelle von CONTINENTAL-Büromaschinen helfen Ihr Büro entlasten!



Vertriebstellen in allen Ländern

WANDERER-WERKE

AKTIENGESELLSCHAFT SIEGMAR-SCHÖNAU

Drückeberger

Sorgen der Rekrutierung

In Frankreich

Amtliche Mitteilung des französischen Kriegsministeriums: Die Säuberungsaktion unter den Drückebergern hat dazu geführt, daß dem Kontrollausschuß jetzt bereits 150 Fälle vorgelegt werden konnten, denen weitere folgen werden. Es handelt sich um wehrdienstfähige Leute, die es verstanden haben, sich unabkömmlich schreiben zu lassen, obwohl sie völlig ungeeignet für die Zivilposten sind, für die sie freigegeben wurden. Die Drückeberger kommen sofort an die gefährlichsten Frontabschnitte und ihnen wird für ein Jahr jeder Urlaub verweigert.

Der „Petit Parisien" vom 4. April bringt eine Unterredung mit dem neu ernannten Justizminister Albert Sérol, der für die Naturalisierung von Ausländern zuständig ist. „In der letzten Woche", so sagt Minister Albert Sérol, „wurden zum Beispiel 1921 Ausländer naturalisiert." — „Und wieviel künftige Soldaten darunter?" fragt der Interviewer, „das interessiert die öffentliche Meinung ganz besonders." — „564 davon haben sich schon freiwillig gemeldet", heißt die Antwort, „und weitere 1105 sind künftige Soldaten, nämlich Leute zwischen 18 und 40 Jahren." — „Neunzehnhundert Naturalisationen in einer Woche", ruft der Interviewer begeistert, „das macht 7000 in einem Monat." — „Jawohl", meint der Minister, „die Zahl von 7000 Naturalisationen gibt den monatlichen Durchschnitt wieder."

In England

„Sunday Dispatch" schreibt, daß in England viele Tausende junger Leute sich bisher mit Erfolg vor dem Wehrdienst drücken konnten. „500 000 Leute haben sich trotz des Gesetzes über die Registrierungspflicht nirgends registrieren lassen. Diese Drückeberger leben von der Hand in den Mund, sie leben überall nur einige Tage, sie sind polizeilich nicht gemeldet, und sie brauchen keine Lebensmittelkarten, weil sie nur in Nachtkneipen essen."

Im Unterhaus protestierte die konservative Abgeordnete Lady Astor dagegen, daß sich allzu viele junge Leute von dem Wehrdienst mit der Begründung drücken, daß ihre Weltanschauung ihnen Kriegsdienst verbiete. „Ich habe", so erklärte Lady Astor, „noch nicht einen einzigen aktiven Soldaten, Flieger, Seemann oder Infanterist, gesprochen, der ein besonderes Verlangen an den Tag gelegt hätte, in den Krieg zu gehen. Gewissensbedenken gegenüber dem Krieg hat die ganze Nation." Darum, so schloß Lady Astor, sei es unbillig, von den Engländern, die ihre Gewissensbedenken überwinden, Militärdienst zu verlangen, während man andere frei herumlaufen lasse.

Propagandaminister

In Frankreich

Der neue französische Propagandaminister Monsieur Frossard war gleich nach seinem Amtsantritt in England zur Besprechung mit seinem englischen Kollegen Sir John Reith. Der „Petit Parisien" interviewte Monsieur Frossard über sein Arbeitsgebiet und über seine England-Reise: „Was soll ich Ihnen von den neuen Propagandafilmen erzählen", so sagte M. Frossard, „die ich gemeinsam mit Frau Chamberlain gesehen habe? Sie werden sie ja in Frankreich auch sehen. Viel mehr liegt mir eine Einrichtung am Herzen, die das englische Informationsministerium für die englischen Journalisten getroffen hat. In einem ganz neuen Wolkenkratzer, dessen Entwurf von der Londoner Universität stammt, hat man ihnen das ganze Erdgeschoß eingeräumt mit Arbeitstischen, mit Telefonen und mit einem ausgezeichnet versorgten Restaurant. Ich vergesse nie, daß ich Journalist war, ehe ich Minister wurde." — „Das gibt gute Aussichten für das künftige Pressehaus in Paris", sagte der Interviewer des „Petit Parisien". „Vielen Dank, Herr Minister — alle französischen Zeitungsleser werden von solchen Plänen ihren Nutzen haben."

Zum Titelbild

Der norwegische Bischof Berggrav-Oslo, der durch ein Megaphon die norwegischen Soldaten in vorderster Linie aufforderte, den sinnlosen Widerstand gegen die deutschen Truppen einzustellen

In England

Die Propagandafilme, von denen der französische Propagandaminister nicht sprach: „Daily Mirror" meldet, daß der Leiter der Filmabteilung im englischen Propagandaministerium, Sir Kenneth Clark, zurückgetreten ist. Die Fachleute für assyrische Teppiche — denn so sehen die Leute aus, die das Informationsministerium leiten — engagierten Sir Kenneth Clark, weil er ein

COPYRIGHT 1940 BY DEUTSCHER VERLAG BERLIN

Zukunftsjournalisten — *Kafferaub* — *Major Elliot* — *Entente cordiale*

begeisterter Kinobesucher ist und ein ebenso begeisterter Verehrer von Filmstars. Kurz vor seinem Rücktritt verkündete er, daß seine Abteilung jährlich 50 Propagandafilme herstelle, die in Italien ebenso geschätzt würden wie in Belgien. Aber in England? Der letzte Propagandafilm richtete sich gegen gefährliche Gespräche, die wichtige militärische Geheimnisse verraten könnten. Von 4000 Kinos, die in England befragt wurden, haben ganze 20 diesen Film zur Aufführung angefordert.

22 Jahre Kaffeeprozeß

Die schwedische Zeitung „Nya Dagligt Allehanda" veröffentlicht eine Anzeige der Kaffeerösterei And. Mattsons in Falun: Die schwedischen Kaffeeimporteure haben gegen den englischen Staat eine Forderung auf Bezahlung von 5250 Ballen Kaffee. Diese kostbaren Kaffeesorten sind während des Weltkrieges mit schwedischen Mitteln gekauft und auf schwedischen Schiffen transportiert worden. Die Engländer haben sie auf offener See gekapert und keine Entschädigung gezahlt. Die Forderung läuft nun seit 22 Jahren.

England schreibt:

Wenn Italien in den Krieg eingreifen sollte, schreibt „News Chronicle", so erwartet man in englischen und französischen Marinekreisen den unmittelbaren Zusammenbruch des italienischen Reiches schon wegen der Überlegenheit der englisch-französischen Marinekräfte und wegen der Verwundbarkeit der Halbinsel, auf der selbst Rom im Feuerbereich der schweren Geschütze liegt.

„Daily Expreß": Zehntausend Derwische würden auf den Ruinen des faschistischen Italien einen Totentanz aufführen, wenn Italien es wagen würde, sich in den Strudel des Krieges zu stürzen.

„Polyakoff-Augur": Unsere Rechnung an Italien wird sehr kurz sein und nur einen Satz enthalten: Wegen der Unterstützung, die Italien Deutschland gegeben hat, verliert es jedes Recht auf die Privilegien, die wirklich neutralen Staaten zustehen.

„Daily Mail": Das britische Publikum ist beunruhigt über Italien. Es kann nicht verstehen, warum die italienische Presse so leidenschaftlich anti-britisch geworden ist.

Italien antwortet

„Popolo d'Italia": Allzuoft spricht man jetzt in der britischen und französischen Presse wieder von der gefährdeten Lage Italiens im Mittelmeer und der Verwundbarkeit seiner Küsten, von der Leichtigkeit, Italien zu blockieren und ihm die Wege nach seinem Imperium abzuschneiden. Italien wünscht in seinem Meer, dem Meer Roms, Venedigs und Genuas, keinen anderen „Beherrscher des Meeres."

„Regime Fascista": Man muß den Engländern dankbar sein, wenn sie uns jetzt daran erinnern, daß die Italiener Gefangene des Mittelmeeres sind. Daraus ergibt sich die Schlußfolgerung, daß es nicht möglich ist, weiter unter dem Druck der Drohungen und Repressalien Großbritanniens zu leben.

„Giornale d'Italia" bringt am 19. April auf der ersten Seite eine Karte: „Italiens freie Seewege." Gibraltar, Suez und die Dardanellen sind darin mit mächtigen Schranken eingezeichnet.

„Giornale d'Italia" ein paar Tage später in einem Artikel seines Direktors Gayda: Engländer und Franzosen prophezeien auf dem Papier, daß Italien nach 24 Stunden wehrlos wäre. Das Märchen hätte wahr scheinen können, solange man den Seekrieg nur mit Überwasserschiffen, aber nicht mit U-Booten und Flugzeugen führte. Der wichtigste Teil des Mittelmeeres mit den engsten Durchgängen zwischen Italien und Afrika ist 1500 km lang. Selbst schnellste Schiffe brauchen 25 Stunden, um ihn zu durchfahren. Das ist eine Zeit, in der die Luftwaffe wirken kann. Auch Gibraltar ist für die Luftwaffe nicht unerreichbar — nur 1200 km von Sardinien. Und gegen Blockadepläne kann die starke italienische U-Bootflotte wirken.

„Resto del Carlino": Wenn Italien in den Konflikt eintreten sollte, so wird es nicht für Deutschland, sondern an der Seite Deutschlands kämpfen, ebenso wie Deutschland sich nicht für Italien schlägt, sondern für seine heiligsten nationalen Interessen kämpft. Es ist kaum festzustellen, ob der erste Akt der jetzigen großen sozialen Revolution von Berlin oder von Rom ausgegangen ist, denn Italien hat im abessinischen Krieg den Plutokratien zum erstenmal ein Nein entgegengesetzt.

Eine amerikanische Prophezeiung vom 11. März

„Deutschlands Vorteil wäre es, seine jetzige Lage zu halten, umgeben von Neutralen und angreifbar nur an der kurzen tiefbefestigten Westfront. Es wäre vorteilhaft

ALLIES ATTACK and:
1. LAND IN ARCTIC RUSSIA, or
2. REINFORCE FINLAND, or
3. OCCUPY SWEDEN, or
4. STEAM INTO BALTIC, or
5. STEAM INTO BLACK SEA, or
6. OCCUPY RUMANIA, or
7. ATTACK RUSSIAN OIL LINES, or
8. ATTACK WESTWALL.
BLACK SEA

für die Alliierten, auf dem Balkan oder in Skandinavien eine der Flanken aufzureißen, und Deutschland dadurch zu zwingen, sich an zwei oder mehreren Fronten zu verteidigen."

Major George Fielding Elliot schreibt diese strategischen Betrachtungen in der amerikanischen Zeitschrift „Life" vom 11. März — rund einen Monat, bevor Deutschland Dänemark und Norwegen besetzte, um dem englischen Angriff zuvorzukommen. Der bekannte Militärschriftsteller erklärt, daß er nicht prophezeien will, sondern daß er nur leidenschaftslos gewisse Möglichkeiten der Kriegsentwicklung aufzeichnen möchte. Und er erläutert die Angriffsmöglichkeiten der Alliierten mit obiger Karte.

„Die schwierige Aufgabe für die Alliierten", so schreibt Major Elliot unter die Karte, „liegt darin, daß sie versuchen müssen, den Krieg gegen Deutschlands Verbindungslinien zu führen. Deutschland bekommt Erz aus Schweden, Öl und Getreide aus Rußland und Rumänien", und er setzt auseinander, daß die beste Chance für England darin liegen würde, die russische Öl-Linie von der Türkei aus anzugreifen, weil das Gelände für die Türken günstiger als für die Russen wäre. Aber „die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß die Alliierten nicht genügend Flugzeuge für solche Wagnisse haben und daß Italien vielleicht ohne Ankündigung eingreift."

Das schrieb Major Elliot am 11. März in „Life". Am 21. April erklärte der britische Munitionsminister Leslie Burgin im Unterhaus, daß die Pläne für einen Feldzug der Alliierten in nördlichen Breitengraden einen Monat vor dem deutschen Eingreifen entworfen wurden und daß man dabei den Mount Everest-Forscher Smythe und den Sohn des Polarforschers Ernest Shackleton als Berater hinzugezogen habe.

„Sie können schreiben —"

Im Kabinett Reynaud regiert Herr Rio die Handelsmarine, und in den ersten Apriltagen hat er einem Interviewer des „Petit Parisien" „Unterricht in Kaltblütigkeit und Optimismus" gegeben. „Mein Ziel ist es, dahin zu kommen, daß wir mit einer wachsenden Tonnage von Handelsschiffen sowohl die wichtigsten Lebensmittel für das Volk wie auch das Kriegsmaterial heranschaffen können". — „Aber haben wir zu diesem Zweck", so fragte der Interviewer, „nicht eine Entente mit England?" — „Gewiß. Die Formel für die Zusammenarbeit ist gefunden. Sobald sie durchgeführt sein wird, können Sie zur Beruhigung der Bevölkerung schreiben, daß das Problem der Überseetransporte restlos gelöst ist."

Drei Wochen später Debatte in der Kammer. Ein Abgeordneter interpelliert Herrn Rio: In den französischen Kolonien liegen große Bestände von Lebensmitteln, die Frankreich fehlen: In Nordafrika 200000 Tonnen ölhaltiger Früchte, während die französische Hausfrau kein Speiseöl bekommt, in Madagaskar 25000 Tonnen Kaffee, während in Frankreich Kaffee einen Seltenheitswert erlangt hat, in den Réunions 25000 Tonnen Zucker, und 15000 Hektoliter Rum.

Herr Rio: Vielleicht bin ich schuldig, aber ich kann an diesen Dingen nichts ändern. Für die Einfuhr bin ich nicht zuständig. Ich habe nur den Transport zu besorgen, die Einfuhr regelt der Versorgungsminister. Der Transport ist besser geworden, seit es Geleitzüge gibt, aber Geleitzüge bedeuten Verzögerung und bedingen, daß die Handelsmarine nicht so viel leisten kann wie vor dem Krieg.

„Die treueste unserer Kolonien gehört uns nicht mehr"

Ablösung der Wache vor dem Buckingham-Palast in London. Kanadische Truppen ziehen auf. Französische Kommandos! Die Zuschauer horchen erstaunt auf.

Am nächsten Tag belehrt sie die „Times": Das kanadische Regiment, das den Wachdienst vor dem Buckingham-Palast übernommen hat, stammt aus der Provinz Quebec. Die Bewohner der Provinz Quebec sprechen auch heute noch ausschließlich französisch. „Ist der Vorgang nicht typisch für das britische Empire, das die verschiedenen Völker und Rassen unter einer Krone vereinigt?"

In Frankreich gibt es, verfaßt von dem Inspektor der Grundschulen, Roux, und dem Direktor der Fortbildungsschulen, Franz, ein Lehrbuch „Les belles Histoires". Darin heißt es: „Kanada war verloren. Vor hundertsiebenundsiebzig Jahren wurde der fürchterlichste Vertrag unserer Geschichte unterzeichnet: der Vertrag von Paris, durch den wir ein Land verloren, das fast die Größe Europas hat. Aber die Kanadier haben ihre Kultur und ihre Treue zu dem alten Vaterland erhalten, und man kann mit Recht sagen: ‚Die französischste unserer Kolonien, die Kolonie Kanada, gehört uns nicht mehr'".

Der englische Erziehungsminister war vor kurzem in Frankreich, um mit dem französischen Erziehungsminister über eine Entente cordiale der Schulbücher zu beraten. Es scheint, daß diese Abänderung französischer Schulbücher ein dringendes Problem geworden ist.

Die Bevölkerung bildet immer wieder Spalier . . .
wenn deutsche Truppen durch die norwegische Hauptstadt marschieren. Man schaut interessiert zu, sieht neue Waffen, hört unbekannte deutsche Lieder und Musik und fühlt, daß diese disziplinierten Kolonnen mächtigen Schutz bedeuten

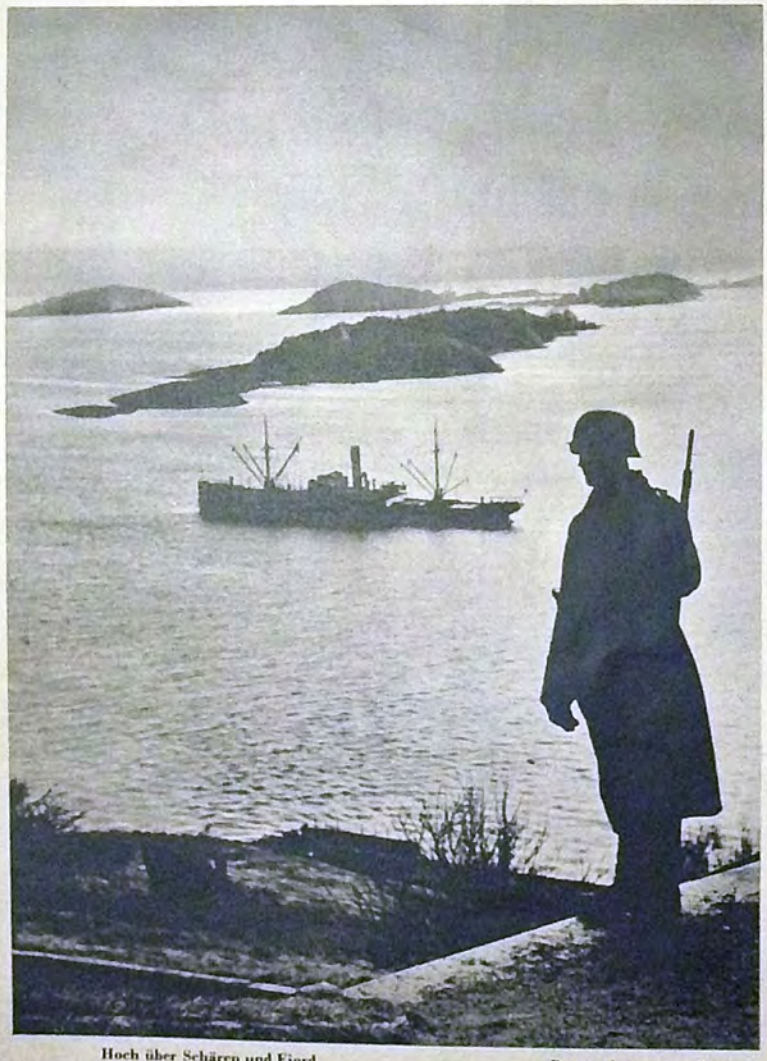
Tag für Tag das gleiche Bild im Hafen Oslos: Deutsche Infanterie ist gelandet
In ununterbrochener Kette legen die großen deutschen Truppentransporter in den Häfen Norwegens an. Aus dem Schiffsinnern quellen Soldaten, Waffen, Munition. Zum erstenmal stehen deutsche Soldaten auf norwegischem Boden, bis über den Polarkreis hinaus auf Wacht gegen England

Englands Pläne durchkreuzt

Ein Bildbericht von der Besetzung Norwegens

Alle Küstenbatterien werden übergeben
In planvoller Zusammenarbeit mit norwegischen militärischen Dienststellen wird der Schutz der Küstenstädte gegen englische Angriffe aus der Luft und vom Wasser her in deutsche Hand genommen

Das Schaltwerk der Armee:
Hier entwickelt der Kommandeur seinem Stab an der Karte des Landes seine Pläne. Er bestimmt den Verlauf des Vormarsches nach Westen und Norden. Meldungen und Befehle treffen ein, Befehle werden gegeben



Hoch über Schären und Fjord
Ein deutscher Wachtposten auf einem norwegischen Küstenfort

Mit schußbereiter Maschinenpistole . . .
sichert ein Schütze auf dem Lastkraftwagen das Leben seiner Kameraden auf dem Vormarsch. Oft lauern feindliche Soldaten an den Straßen, in den dichten Wäldern, auf steilen Felsspitzen. Vereinzelte norwegische Gruppen, die ohne Nachricht über die politische Lage waren, versuchten in diesen Tagen immer noch, sich den deutschen Truppen zu widersetzen

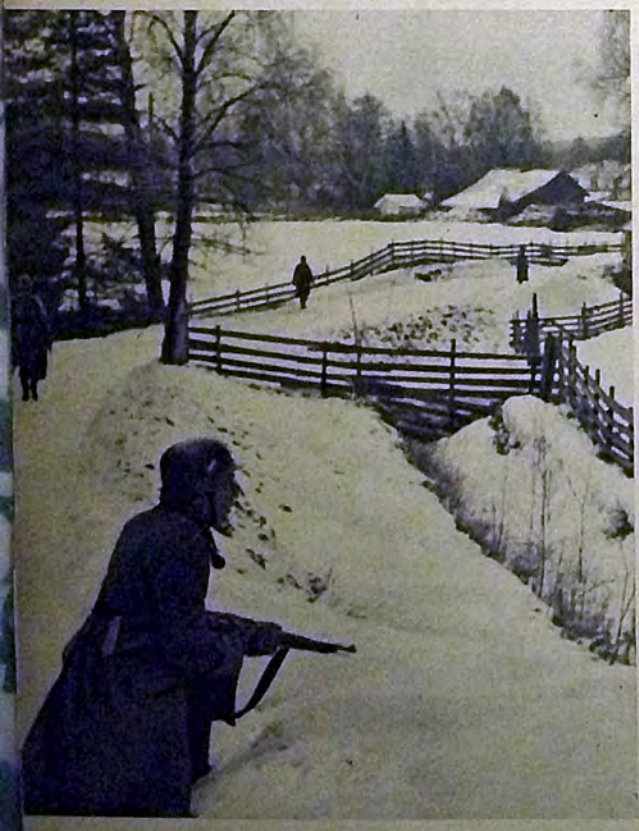
Panzer donnern nach vorn!
Sie treffen an der Straße von Oslo nach Hönefos auf Schartenstände und Schützengräben, sie stoßen auf Widerstand . . .

Schüsse sind gefallen...

Unser nach Norwegen entsandter Sonderberichterstatter schildert den Kampf um ein brennendes, vom Feinde besetztes Dorf

Ein deutscher Panzer hält am Dorfeingang . . .

Im Schutz des stählernen Bruders geht ein Zug Infanteristen gegen das verdächtige Dorf vor. Eben fielen Schüsse. Häuser brennen, von norwegischen Soldaten in Brand gesteckt. Jeder Nerv ist gespannt. Haben sich hier feindliche Kräfte zur Verteidigung eingerichtet? Der Zug hält, nimmt volle Deckung . . .



Sicherer gehen vor . . .

Sie springen von Zaun zu Zaun, von Hof zu Hof, immer den Finger am Abzug des Gewehrs. Außer dem Zusammenkrachen der roten Hauswände und Dächer, dem Knistern des Feuers ist nichts zu hören . . .

Da fallen neue Schüsse!

Feindliche Maschinengewehre schießen aus einer halbverfallenen Scheune. Sofort geht der Zug in Stellung. Der Zugführer erkennt den Gegner im Fernglas. Ein kurzes Zeichen und . . .

Quer durch eine Hölle von Qualm, Hitze und Schnee . . .

stürmen die deutschen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr das feindliche Widerstandsnest. Der Gegner wird entwaffnet und gefangen genommen

Nach dem Gefecht „Sammeln!"

Das Dorf ist vom Feinde frei. Der Vormarsch kann weitergehen. Der Zug sammelt sich am Ausgang des Dorfes hinter seinem Panzer. Weiter geht es in der befohlenen Marschrichtung. Die kleinen versprengten Trupps der norwegischen Armee weichen ständig zurück

NORWEGEN
Vor dem 9. April

VON ALFRED GERICK

„Das Königlich Britische Konsulat in Drontheim beehrt sich mitzuteilen, daß es im Interesse eines geordneten Handelsverkehrs erforderlich geworden ist, die Bücher der Firmen, die in Handelsverkehr mit der Kgl. Britischen Regierung stehen, einer genauen Überprüfung zu unterziehen." Mister Rayn, Kapitän in Seiner Majestät Kriegsmarine und jetzt britischer Konsul in Drontheim, macht eine Pause. „Lassen Sie das noch etwas schöner formulieren. Und dann sofort die Ankündigung, daß Mitarbeiter des Konsulats zur Überprüfung der Bücher erscheinen würden. An alle Firmen der Schiffahrt, der Holzindustrie, der Papierindustrie, des Ausfuhrhandels." Er sieht seinen Mitarbeiter erwartungsvoll an.

•

Erinnerungen aus dem Weltkriege

John Craig schüttelt bedenklich den Kopf. „Das wird mehr Verärgerung schaffen, Kapitän, als es uns Erfolge bringt."

„Sie kennen ja die Anweisungen von Mister Paus. Es ist ganz klar — wir müssen feststellen, wo noch Geschäftsverbindungen mit Deutschland sind. Kontrolle der Geschäftsbücher ist das einzige Mittel."

„Wir werden ein Nein zur Antwort bekommen — und das ist für die Zukunft peinlich."

Kapitän Rayn macht eine ärgerliche Handbewegung. „Erinnern Sie sich an die Beispiele aus dem Weltkrieg. Mister Paus ist auch da in seinen Anweisungen völlig eindeutig." Er blättert in seinen Papieren. „Sehen Sie hier die Erklärung: ‚An Eides Statt erklären wir, daß das Tauwerk, die Packschnur usw., die wir aus Großbritannien beziehen, weder mittelbar noch unmittelbar, weder ganz noch stückweise, auch nicht als Verschnürung von Waren den mit Großbritannien im Krieg befindlichen Mächten in die Hände kommen soll.' So etwas haben die Burschen im Weltkrieg unterschrieben. Und davon sind wir jetzt noch weit entfernt."

„Aber das war nach anderthalb Jahren Krieg. Da waren sie schon weich. Jetzt haben wir noch kein halbes Jahr Krieg — die ganze Aktion ist zu früh."

Kapitän Rayn hört nicht gern Widerspruch, aber er ist in seiner neuen Rolle als Konsul doch noch ein wenig unsicher und verläßt sich gern auf seine rechte Hand, Mister John Craig. Er überlegt eine Weile. „Erst mal sondieren? Meinen Sie, daß das besser ist? Schön. Horchen Sie mal Halvorsen Tryggve aus. Sprechen Sie mit Christensen und mit Johannsen. Wenn man denen gut zuredet, können Sie bei den anderen Firmen herumhorchen."

Ausblick auf den Hafen

Drontheim, drittgrößte Stadt Norwegens und einer seiner wichtigsten Häfen, ist seit dem Kriegsausbruch eine der wichtigsten Agentenzentralen des britischen Reiches in Norwegen geworden. Mit einem Dutzend neuernannter Agenten und Beamten hat Kapitän Rayn schon im September das Konsulat übernommen. Man hat ein neues Büro gemietet, das Ausblick auf den Hafen hat. Man kontrolliert von den Fenstern die Schiffsbewegungen. Man hat Beziehungen und Freundschaften angeknüpft. Man ist an die Leute herangegangen, die im Weltkrieg einmal Geld an England verdienten, an Norweger, die durch Heirat, durch Familienbeziehungen mit England verknüpft sind. Im staatlichen Weinmonopol, in der Versicherungsbranche gibt es Männer, die mit allen Bevölkerungskreisen zusammenkommen. Und wenn man sie gut behandelt, werden sie leicht zu freiwilligen oder unfreiwilligen, zu bewußten oder unbewußten Agenten Englands. Ein Frühstück im Hotel „Britannia", ein paar Gespräche in dem prunkvoll überladenen altmodischen Restaurant oder im Palmengarten, und man weiß über Stimmungen, Geschäftsverbindungen, Schiffsverkehr für die nächsten Tage wieder genug.

„Zwischenbericht an Mister Paus?" John Craig sieht seinen Chef fragend an.

„Schnell, er scheint ungeduldig zu sein."

•

Ehe Mister Paus in die Stadt fährt, tritt er gern in den Erker mit dem Blumenfenster, mit der Fülle grüner Blattpflanzen und sieht, über den Garten mit seinen Birken und Tannen hinweg, nach dem Wetter aus. Der Schnee liegt hoch über der Terrasse zwischen den buntgestrichenen Holzsäulen, über dem steilen Abhang des Gartens, über der Autostraße, die nur mit Mühe immer wieder freigeschaufelt werden kann. Mister Paus' Gelehrtengesicht mit der goldenen Brille ist trotz aller äußeren Ruhe und Beherrschung in diesen Monaten nervös geworden. Dieser Krieg ist seine große Chance in Norwegen, und diese Tage gegen Ende Januar sind für seine Zukunft von Bedeutung. Er läßt sich nicht mehr soviel Zeit wie früher, Schneelage und Wetteraussichten und Garten zu überprüfen, ehe er vor seiner Villa am Dagaliveien, oben in Slemdal, in das Auto steigt. Ein anstrengender Tag steht ihm in der Gesandtschaft bevor.

Aus London ist Thomas Coats, zweiter Baron Glentanar, angekommen — wegen seiner norwegischen Heirat und seiner norwegischen Familienbeziehungen hat man ihn ausgewählt, um die Wirtschaftsverhandlungen zwischen England und Norwegen in Schwung zu bringen. Mister Paus, Handelsattaché der britischen Gesandtschaft, muß in diesen Tagen den Beweis liefern, daß er wirklich der große überragende Sachverständige für norwegische Angelegenheiten ist. Um diese Aufgabe drehen sich seine Gedanken, während er in die Stadt fährt. Der Butler mit dem roten Weingesicht begrüßt ihn im Gesandtschaftsgebäude, vornehm, würdig wie immer — auch der Krieg hat seine Haltung nicht verändert. Mister Paus durchschreitet die große Diele im Parterre, er geht an dem Thronsaal vorbei, der im ersten Stock unter den Porträts Edwards VII. und Georgs VI. den leeren Thronsessel beherbergt, den jede englische Mission in ihren Gesellschaftsräumen aufgebaut hat. Im Arbeitszimmer des Geschäftsträgers trifft man sich zu der Aussprache, die Lord Glentanar auf seine Verhandlungsaufgabe vorbereiten soll.

„Wir haben schon vor dem Krieg die Stimmung vorbereitet", erzählt Mister Paus in jenen knappen nüchternen Sätzen, die man an seinen Berichten schätzt. „1933 — die deutsche Sprache aus dem Unterricht der Volksschulen gestrichen. 1934 — Einfuhr deutscher Filme in Norwegen auf die Hälfte herabgesetzt. 1935 — Unterrichtssendungen in deutscher Sprache aus dem Rundfunk gestrichen. Das klingt nach Kulturpolitik. Aber der Umweg war nötig. Die Lage war anders als im Weltkrieg: Interesse für Deutschland, politische Cliquen, die mit den Nazis sympathisierten, peinliche Wirkungen der dänischen Abneigung gegen einen skandinavischen Block — das alles mußte langsam überwunden werden."

Aber Lord Glentanar will für seine Verhandlungen genaue Unterlagen. „Die Schiffahrtsverhältnisse?" fragt er mitten in den kurzen Vortrag hinein.

Die schwarze Liste

Mister Paus kennt die Ziffern auswendig: „Fast ein Fünftel aller Tankschiffe der Welt entfällt auf Norwegen. Bis Jahresschluß haben wir anderthalb Millionen Tonnen norwegischer Tankschiffe gechartert. Für Januar und Februar ist mir noch eine Viertelmillion Tonnen zugesagt. Von den Trampschiffen haben meine Leute über eine halbe Million Tonnen für uns gechartert."

„Aber unsere Forderung: Die ganze Flotte wird von England gechartert oder stillgelegt, haben die Norweger abgelehnt."

Über Mister Paus stilles Gelehrtengesicht geht ein beruhigendes Lächeln: „Als wir im Weltkrieg hier die schwarzen Listen aufstellten, gab es wilde Proteste. Aber 1916 waren wir so weit, daß die norwegische Regierung unsere schwarzen Listen anerkannte. Die Regierung selbst teilte den Firmen mit, wenn sie auf die schwarze Liste gesetzt waren, und das Finanzministerium beglaubigte die Erklärungen, daß die oder jene Firma sich verpflichtet, nicht mehr mit Deutschland zu handeln. Ein wenig Geduld ist nötig."

„Aber das Exportgeschäft?"

„Unbequem. Gewiß. ‚Warenankäufe erlöschen, wenn der Abtransport der Waren nicht binnen 14 Tagen nach Erteilung des Auftrags erfolgt.' Die Regierung muß hier schließlich das Gesicht wahren. Allerdings: etwas mehr Druck aus London würde die Dinge beschleunigen."

„Die Erztransporte? Narvik ist für die Deutschen wichtig geworden."

Mister Paus lächelt: „Die offiziellen Ziffern sind falsch. Deutscher Erzbezug aus Narvik im Januar vorigen Jahres dreimal so hoch als jetzt. Englischer Erzbezug aus Narvik gegen das Vorjahr verdoppelt." Er reicht die Unterlagen Lord Glentanar hinüber.

Druck aus London

Als sie nachher aus dem Botschaftsgebäude treten, bleibt Lord Glentanar einen Augenblick stehen. Von der gelben Gesandtschaftsvilla, die hoch auf dem Hügel am Drammensveien liegt, hat man über den Tennisplatz hinweg, der wie ein Symbol englischen Besitzes hart an den erhöhten Straßenrand gelegt ist, einen weiten Blick über den Oslo-Fjord. Schneebedeckte Berge und dazwischen strahlend blau in der Wintersonne das Meer. Aber Lord Glentanar hat keinen Sinn für diese Naturschönheiten.

„Sie sagten vorhin", meint er zögernd, „einen Satz, der mir auffiel. Sie wollten etwas mehr Druck aus London, um die Dinge zu beschleunigen. Eine allgemeine Wendung oder eine bestimmte Absicht?" *(Fortsetzung auf Seite 18)*

MG. nach vorn!
Gleich wird es seine stählernen Grüße zum Feind senden

Infanterie pirscht sich vor!

Pst — aufgepaßt wie ein Luchs
Jede Minute kann man auf Feind stoßen

Ein verdammt naher Einschlag! Gut, daß man den Kopf rechtzeitig einzog . . .

Gottesdienst tausend Meter vor dem Feind: Ein Soldat, im Zivilberuf Pfarrer, spricht in der Kirche eines geräumten Dorfes zu seinen Kameraden

Vom Kriege

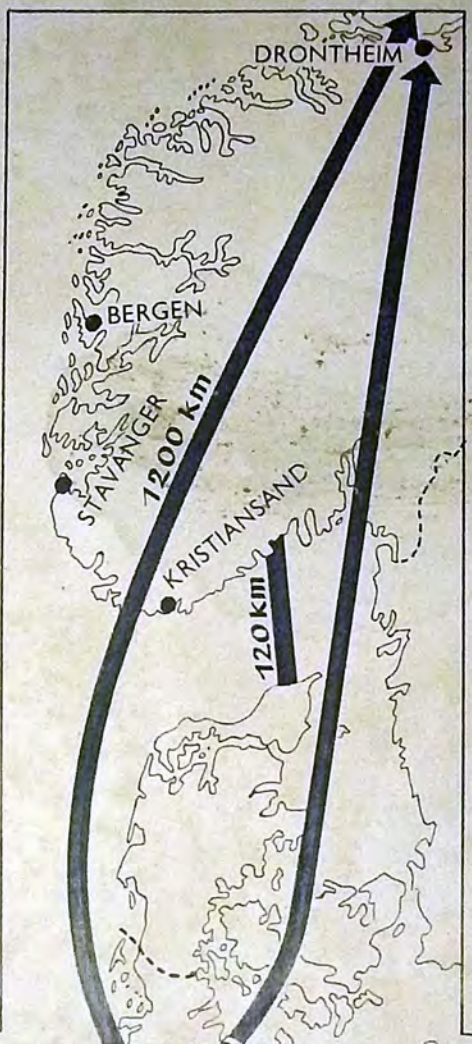
*Militärisch-politische Betrachtungen von Oberst ****

Die Wahrheit über den Norden

Am 28. März trat der oberste Kriegsrat der Alliierten zusammen und beschloß in stillschweigendem Einvernehmen mit der damaligen norwegischen Regierung die Besetzung der skandinavischen West- und Südküste und ihres Hinterlandes. Die Leser britischer und französischer Zeitungen wurden in der künstlich erzeugten Erwartung gehalten, daß die vereinten britisch-französischen Streitkräfte in Kürze eine Entscheidungsschlacht gegen Deutschland dort führen würden, wo es für die deutsche Führung am schmerzhaftesten sei. Am 6. und 7. April befanden sich die Transporte der Alliierten bereits auf hoher See. Am 9. April übernahm Deutschland den Schutz der dänischen und norwegischen Neutralität.

Bestimmt hat keiner der „Kriegsräte" der Alliierten damit gerechnet, daß am 27. April der deutsche Reichsaußenminister die Beweise für den zum 8. April befohlenen alliierten Einbruch in Norwegen an Hand erbeuteter Schriftstücke dokumentarisch werde führen können. Dem Zeitungsleser in England und Frankreich wurde vorgespiegelt, daß die Deutschen den denkbar größten strategischen Fehler begangen hätten. Er mußte annehmen, daß die englischen Truppen, die einem ahnungslos überfallenen Land zur Hilfe geeilt seien, ihnen in Norwegen die entscheidende Niederlage des Krieges beibrächten und sie bereits so gut wie aus Norwegen wieder vertrieben hätten. Am 10. April fand die „größte Seeschlacht aller Zeiten" statt. Sie endete natürlich mit der völligen Vernichtung der gesamten deutschen Kriegsmarine.

Die Nebel, welche der sich überschlagende englisch-französische Nachrichtendienst während der ersten zwanzig Tage der norwegischen Aktion über eine nachrichtenhungrige Welt legte, haben sich inzwischen verzogen. Jetzt sprechen die Tatsachen für sich selbst. Deutschland hat nicht Norwegen „im tiefsten Frieden" überfallen. Es kam mit einer Zeitdifferenz von wenigen Stunden der von den Alliierten befohlenen Besetzung Norwegens zuvor und verhinderte so die Überflügelung seiner Fronten. Die „größte Seeschlacht aller Zeiten" ist bisher gar nicht geschlagen worden. Wohl aber hat die zahlenmäßig unterlegene deutsche Marine unter den Augen der vereinigten englisch-französischen Flotten ein Landungsmanöver größten Stiles auftragsgemäß durchgeführt. Diese Tat ist einmalig, und mag der Student noch so eifrig die Blätter der Kriegsgeschichte durchforschen, er wird nichts Ähnliches finden. Die deutsche Marine hat in der Tat Verluste erlitten. Zwei Kreuzer gingen verloren, und die Flottille des Kommodore Bonte erlitt Verluste. Sie traten aber erst ein, nachdem der Auftrag erfolgreich durchgeführt war. Das Landungsmanöver zu verhindern, ging über die Fähigkeit der alliierten Flotte, obwohl sie am 8. April bereits in den norwegischen Hoheitsgewässern stand und obwohl die schwächere deutsche Marine ihr kühnes Manöver auf einer Strecke von über 1800 km Luftlinie durchzuführen hatte.



Die Engländer sind tatsächlich in Norwegen gelandet. Sie sind auch in Berührung mit dem Feind getreten. Das Ergebnis ist aber der erbeutete dokumentarische Beweis für den in Ausführung begriffenen alliierten Neutralitätsbruch. Starke deutsche Streitkräfte, die von Oslo nach Norden vorgingen, vereinigen sich mit jenen, die im Raume um Drontheim operieren. Die völlige Befriedung Norwegens ist eine Frage kurzer Zeit. Die norwegischen Flugstützpunkte sind in deutscher Hand. Der neue deutsche Vorposten gegen England ist gesichert. Schweden hat erneut seine während des ganzen Krieges auf das strikteste innegehaltene Neutralität erklärt. Die Erzbahn nach Narwik wird von deutschen Gebirgstruppen und der heldenhaften Besatzung der Flottille Bonte gehalten.

Bis zum 1. Mai haben die Engländer seit dem 9. April annähernd 100 Schiffseinheiten verloren. Die norwegische Kriegsbilanz der Alliierten schließt mit einem Minus ab.

Zehn Tage hatte der alliierte Kriegsrat zwischen den Beschluß und die Ausführung seines Befehles gelegt. Innerhalb kürzester Zeit hat Deutschland diesen Versuch der Überflügelung vereitelt. Genügend Menschen und Material wurden über See an die Landungspunkte gebracht, der Nachschub und die Verbindung gesichert. Heute ist die englische Front flankiert. Auf den Heeren der Alliierten lastete der Fluch des Weltkrieges. Im Winter 1914 hatten sich die kämpfenden Linien im Westen bereits festgefressen. Die Erfahrungen, die dort im Weltkrieg gesammelt wurden, waren Erfahrungen des Stellungs- oder Grabenkrieges. Eine geplante Operation

(Fortsetzung auf Seite 34)

Unterwegs

NACH NORWEGEN

Im Transport-Flugzeug

Deutsche Infanterie beim Flug nach Norwegen. Außer den Transportdampfern bringen bei Tag und Nacht auch große Transportflugzeuge Truppen aller Waffengattungen an die entscheidenden Stellen des Einsatzes

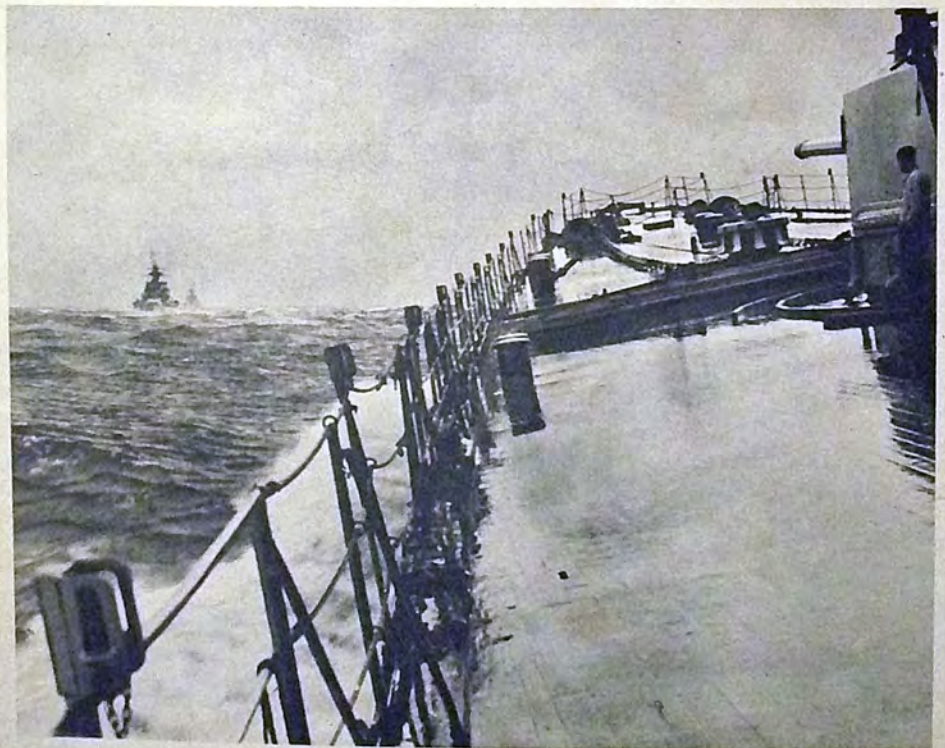
Auf norwegischem Boden gelandet!

Soldaten, Waffen, Munition, Verpflegung und Gepäck werden ausgeladen, und das Flugzeug rollt wieder ab. Neue Transporter fliegen heran, setzen zur Landung an . . .

Auf irgendeinem Flugplatz in Norwegen:
Gelandete deutsche Infanterie, bereit zum Vormarsch

Lastkraftwagen
werden mit Gepäck beladen und gesichert
Auf die anderen Fahrzeuge der Wagenkolonne klettern die Infanteristen, fahren los, während in ununterbrochener Folge auf dem Flugplatz neue Flugzeuge landen und wieder starten

Auch die Verpflegung kommt mit!
Die deutschen Truppen in Norwegen verpflegen sich selbst. Nur wenn in schwierigem Gelände ihre Verpflegung nicht ausreicht, wird sie im Lande gekauft und mit Kreditscheinen bezahlt



Mit Volldampf durch das Skagerrak: Die deutsche Nachschubkette reißt nicht ab!
Kriegsschiffe und Transportdampfer bringen immer wieder neue Kampfeinheiten nach Norden

Im „Trockenturm"
Um naßgewordene Fallschirme wieder gebrauchsfähig zu machen, werden sie in einem hohen, stark geheizten und ventilierten Raum zum Trocknen aufgehängt. Dann erst können sie wieder vorschriftsmäßig zusammengefaltet werden

Von Bord eines deutschen Sturzkampfbombers fotografiert
Die gigantische Urweltlandschaft der nord-norwegischen Küste. Ein riesiges Gebirge, ständig mit Eis und Schnee bedeckt, erhebt sich aus dem Atlantischen Ozean. Über einem Labyrinth von Steilwänden, schmalen Fjorden, von Gletscherhalden und zerrissenen Felsgraten donnern deutsche Kampfflieger nach Norden. Das Ziel ist Tromsö

Stukas über Fjorden

Links: **Hoch über der Wolkendecke . . .**
Der Kampfverband hat den Auftrag, das Groß-Kraftwerk von Tromsö zu bombardieren. Fieberhaft spähen die Piloten durch die Löcher in der Wolkendecke. Plötzlich erkennen sie die Sendetürme des Tromsöer Senders: Das Ziel ist nicht mehr fern!

Die ersten Bomben sind ausgeklinkt:
Pechschwarze Rauchwolken, Erd- und Schneefontänen spritzen in die Höhe. Die nächste Bombe trifft mitten ins Ziel. Das Maschinenhaus bricht auseinander. Das Hauptrohr ist getroffen. Eine mächtige Wassersäule schießt wie ein Riesenspringbrunnen in den Himmel. Der Hetzsender Tromsö, der bis zuletzt in britischen Diensten stand, ist von seiner Stromquelle abgeschnitten!

Bei den TOMMIES in einer alten deutschen Burg

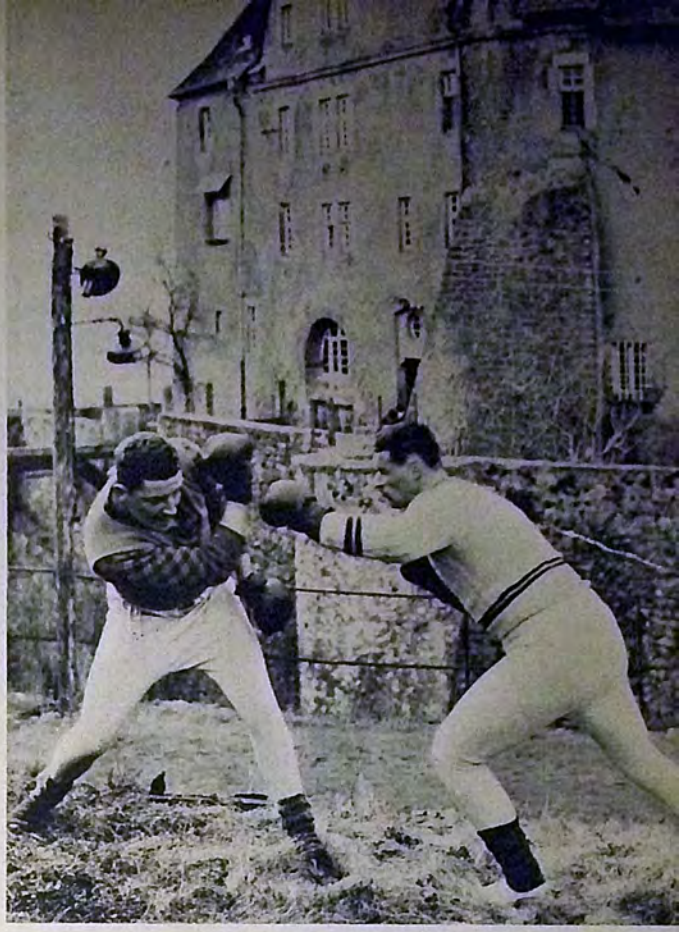
Besuch bei englischen Kriegsgefangenen

Ein lachender Vollbart
war der erste Kriegsgefangene, der unserem Mitarbeiter im Lager begegnete

Eine Tee-Party
Mit Tee und Keks vertreiben sich drei Offiziere die Zeit

Grüße aus der Heimat
und Liebesgaben erreichen die Kriegsgefangenen über die Gefangenen-Vermittlungsstelle in Genf

Das „Gymnasium"
eine Turnhalle, von der gerade englische Flieger ausgiebig Gebrauch machen



Kanada gegen Neu-Seeland
Boxen, der beliebteste englische Sport wird auch hier eifrig geübt. Ein Kanadier und ein Neuseeländer beim Training. Im Hintergrund die Burg, die als Kriegsgefangenenlager dient

Unten: **Ein Brief von der Frau**
Ein Offizier hat einen Brief von zu Hause bekommen. Behaglich legt er sich auf sein Bett, um bei einer Zigarette jede Zeile eingehend zu studieren

Glück im Krieg

Eine nette kleine Geschichte
entdeckt und fotografiert von Hanns Hubmann

1. Hanns Hubmann, unser Berliner Hausfotograf, will für uns Aufnahmen bei der Generalprobe eines Berliner Kabaretts machen. Da fällt ihm eine neue Solotänzerin auf: Die kenne ich doch, sagt er sich und spricht sie an. Und wirklich, er kennt sie. Es ist Gerda Kurz . . .

2. Es ist Gerda Kurz, vier Jahre lang „Zweite von links"
bei der Girltruppe des Berliner Metropol-Theaters. Sie ist es nicht mehr, denn sie hat ihren Weg gemacht. Es ging ihr zwar nicht schlecht, sie verdiente 250 Mark im Monat, aber ihr Ehrgeiz ging weiter . . . Hanns Hubmann beschloß, über ihren Weg ins Glück zu berichten. Bild oben: Gerda Kurz als Zweite von links in der Girltruppe

3. Immer stand sein Bild in der Girl-Garderobe . . .
Wie haben Sie denn das geschafft? Hanns Hubmann fragt und bekommt die Antwort: Ich habe tüchtig gearbeitet. Es war ein bißchen viel, aber wir wollten heiraten. Peter ist seit Beginn eingezogen und liegt in einem Grenzort. Da sein Verdienst wegfällt, wollte ich für die kommenden Neuanschaffungen mehr verdienen

4. Ich habe mich auf alles mögliche vorbereitet,
erzählt Gerda Kurz weiter. Ich habe zweimal in der Woche Gesangsstunden genommen bei der Kammersängerin Helene Zimmermann. Ich habe Akrobatik und viel Sport getrieben. Trainieren ist bei uns das halbe Leben. Das alles hat natürlich ziemlich viel Geld gekostet

5. Aber ich konnte ja zu Hause leben
Dafür habe ich in jeder freien Stunde tüchtig mit zugegriffen, habe in der Küche geholfen und dem Bruder bei den Schularbeiten

6. . . . Und den „Essenholer" habe ich auch gemacht

7. Und als ich glaubte, ich bin soweit, hab ich's gewagt: *Ich bin zu unserer Fachschaft in der Reichstheaterkammer gegangen. Die hat mich hierher ins Kabarett der Komiker zu Willi Schaeffers geschickt, der könnte Nachwuchs gebrauchen. Die Konkurrenz war schwer, aber es hat geklappt. Ich bin . . .*

8. . . . Solotänzerin im Kabarett der Komiker

9. Hier hat sie Hanns Hubmann fotografiert — und nicht nur auf der Bühne: *Gerda Kurz steht auch im Dienst der inneren Front. Sie ist Laienhelferin in der Luftschutz-Organisation ihres Theaters und lernt, wie Verbände angelegt werden, wie man Kampfstoff-Vergiftete behandelt und anderes mehr*

10. Ein paar Wochen später *ist Hanns Hubmann Zeuge (und Berichterstatter) bei einer Ferntrauung: Peter hält den Augenblick des großen Erfolges für richtig, um endlich zu heiraten. Und weil sein Truppenteil in Kürze eingesetzt wird, beantragt er beim Kommandeur die Ferntrauung. Von der „Trauung ohne Braut" läßt sich Hubmann ein schicken. (Oben) Und bei der „Trauung ohne Bräutigam" ist er selbst dabei (rechts). Vor dem Standesbeamten ihres Berliner Bezirks gibt Gerda Kurz ihr Jawort und ihre Unterschrift. Das kleine Glück im Krieg ist da*

(Fortsetzung von Seite 8)

In Mister Paus' bleiches Gesicht steigt eine leichte Röte. Auch er zögert, er dehnt die Worte ein wenig: „Oslo war ein Abstellschrank für mißglückte Diplomaten, Sir Thomas. In Oslo konnte nichts verdorben werden. Nichts gegen Sir Cecil Dormer. Aber wer von Siam nach Oslo versetzt wird, wen die Tropen kaputt gemacht haben — kann der in diesem Krieg die nötige Energie aufbringen?" Mister Paus mustert das Gesicht Lord Glentanars, ehe er weiterspricht. „Aus dem diplomatischen Abstellschrank Oslo ist einer der wichtigsten Plätze in Europa geworden. Hier kann man die deutsche Barriere angreifen. Aber Sir Cecil wartet nun hier seit sechs Jahren darauf, daß er pensoniert wird. Und dort drüben?" Mister Paus zeigt hinüber auf die französische Gesandtschaft, die auf der anderen Straßenseite dreißig Meter tiefer im verschneiten Park liegt. „Dort drüben ist die Atmosphäre mit den Skandalen erfüllt, die der Herr Sohn in Oslo hervorruft."

Neue Leute

Anfang Februar teilt London amtlich mit: An Stelle des britischen Gesandten in Oslo Sir Cecil Dormer ist der Leiter der Abteilung Nordosteuropa im Foreign Office, Mr. Laurence Collier, zum britischen Gesandten ernannt worden.

Ein wenig später meldet Paris: Der französische Gesandte in Oslo, Bruère, wird durch den Gesandten in Kanada, Robert de Dampierre, abgelöst werden.

•

Monsieur und Madame Dampierre, aus der Weite Kanadas nach Europa zurückberufen, sehen die kleine weiße Villa am Oslo-Fjord mit etwas kritischen Blicken an, als sie am Drammensveien aus dem Wagen steigen. Herrn Dampierre — groß, schlank, mit jenem typischen knapp geschnittenen, dunklen Bärtchen auf der Oberlippe — ist der Auftrag von Anfang an nicht sympathisch gewesen, seinen Vorgänger Bruère abzulösen. Es liegt ein Mißtrauensvotum gegen Bruère in dieser Umbesetzung mitten im Krieg. Aber Bruère, klein, rundlich, weißhaarig, hat über die Anfangsschwierigkeiten schnell hinweggeholfen, als er seinen Nachfolger am Bahnhof abholte.

„Die Gesandtschaft ist ein wenig klein", meint er fast entschuldigend, „nicht eingerichtet auf Kriegsbetrieb." Er stößt einladend die Eingangstüren zwischen den Säulen, die den ersten Stock tragen, auf. „Wir haben alle Dienerzimmer in Bürozimmer verwandeln müssen."

In dem großen Wohnzimmer mit dem breiten Kamin, mit den großen weiten Fenstern, die auf den Fjord hinausgehen, stellt Bruère seinem Nachfolger das Gesandtschaftspersonal vor, ehe sie sich abseits in die Ecke setzen, wo der Schreibtisch des Gesandten steht.

„Ein wenig kleinstädtisch dieses Oslo, nicht wahr?" faßt Dampierre seine ersten Eindrücke von der Fahrt durch die Stadt zusammen.

„Hoffnungslose Kleinstadt, mein Lieber. Sie werden umlernen müssen, da Sie aus Amerika kommen. Oh, Sie werden manches lernen müssen! Alles sehr eng, nicht nur diese Villa. Alles sehr sparsam — wenn Sie hier irgendwo dem ältesten Auto Europas begegnen, lachen Sie nicht allzu laut darüber. Das ist der Wagen des Königs."

Offenbar ist der Alte ein wenig verbittert, denkt Dampierre. Höchste Zeit, daß er abgelöst wird. Aber Bruère schneidet selbst das Thema an.

Skandal

„Sehen Sie — weil Oslo eine solche Kleinstadt ist, muß ich weg. Ich kann hier nur Schaden anrichten nach den Abenteuern meines Herrn Sohns."

„Wie in Athen?" fragt Dampierre und kann ein Lächeln nicht verbeißen, wenn er daran denkt, daß Bruère junior die Athener französische Gesandtschaft benutzte, um durch junge Damen der diplomatischen Gesellschaft lebende Bilder stellen zu lassen, an denen die Eltern Anstoß nahmen, als die Sache bekannt wurde.

Auch Bruère muß lächeln. „Nicht ganz so schlimm. Aber er hat sich auch hier als homme à femmes betätigt, um dann — hier im Norden wird zuviel Schnaps getrunken. Zweimal in kurzen Abständen erwischte ihn die Polizei betrunken am Steuer. Ich mußte offiziell werden, um seinen Führerschein wieder herauszubekommen. Und 14 Tage danach passierte es — er fuhr einen Baum um, der ihm im Wege stand, und hatte unglücklicherweise eine junge Dame der Osloer Gesellschaft bei sich, die Narben im Gesicht zurückbehalten wird. Wütende Presseangriffe, Debatte im Storting und, am schlimmsten, Chansons in den Kabaretts mit dem Refrain: ‚Ich bin der Sohn des Gesandten von Illyrien . . .' Und das alles zwei Monate vor Kriegsausbruch."

„Schwierige diplomatische Situation, in die Ihr Junge Sie gebracht hat. Aber ich bin froh, daß Sie es mir nicht übelnehmen, wenn ich als Ihr Nachfolger auftreten muß."

„Kein Gedanke, mein Lieber. Im übrigen — unsere englischen Freunde leisten hier die Hauptarbeit. Da drüben in der englischen Gesandtschaft werden Sie auch bald einen neuen Kollegen bekommen. Und bei allen Schritten, die Sie tun müssen — fragen Sie vorher Mr. Paus."

„Mr. Paus?"

„Mr. Paus. Offiziell Handelsattaché in der Gesandtschaft. Halboffiziell Filialleiter des Intelligence Service. Sitzt dort drüben seit 1914. Halb norwegisches, halb englisches Blut. Der ruhende Pol im Sturm der Ereignisse. Wir haben bei uns keinen Spezialisten, der die Dinge so beherrscht. Sie werden ihn kennenlernen — still, verschlossen, ein methodischer Arbeiter. Im übrigen — er ist der Erfinder der schwarzen Listen."

•

Im Arbeitszimmer des englischen Gesandten versammeln sich die Militär- und Marineattachés der beiden verbündeten Mächte. „Übermorgen reise ich ab", sagt der französische Militärattaché zu seinem englischen Kameraden. „Zum Vortrag bei Gamelin und bei Reynaud befohlen."

„Sie werden gute Informationen mitnehmen können. Paus ist optimistischer als je. Seine Agenten scheinen jetzt richtig zu arbeiten."

An der Seitenwand des Arbeitszimmers hängt eine große Karte Norwegens mit roten, blauen, grünen Punkten. Mr. Paus, jetzt nicht in der bescheidenen Rolle des Handelsattachés, sondern als Leiter des Agentennetzes, das man über Norwegen gebreitet hat, steht davor im vertrauten Gespräch mit dem neuen französischen Gesandten, während der britische Geschäftsträger die Gäste aus der französischen Villa von gegenüber begrüßt. Die Ereignisse drängen auf eine Lösung hier oben im Norden. Jetzt, wo es gegen das Frühjahr geht, wo die Eisbarrieren vor den norwegischen Häfen sich lösen, soll Mr. Paus den Überblick über seine Vorbereitungsarbeiten geben, der für die „große Aktion" unentbehrlich ist. Seine blaßblauen Augen hinter den goldumrandeten Brillengläsern bleiben kühl und verschleiert, als er mit seinem Bericht beginnt.

Die große Aktion

„Wir sind am zweiten Kriegstag mit 60 neuen Konsuln und Konsulatsangestellten in Norwegen eingerückt. Es war selbstverständlich, daß wir die Listen bereit haben mußten. Ebenso selbstverständlich, daß wir nicht Kaufleute in den Konsulaten brauchten, sondern Offiziere und ein paar Sachverständige für Schiffahrt und Luftfahrt. Wir haben die Fluglinie von Perth nach Stavanger eingerichtet — offiziell für zivilen Passagierverkehr. Alle Landungsmöglichkeiten ließen sich so feststellen. Das war eine der Aufgaben, die mir gestellt wurden."

„Wie steht es mit den nördlichen Häfen?"

„Ich habe in Drontheim den Kapitän zur See G. R. Rayn. In Aalesund Kapitän zur See O. Douglas. In Bergen macht Mr. Kill die Hauptarbeit für uns. Ein geschickter Bursche, Spezialist für Damenbekanntschaften, die Informationen heranbringen. In Narvik sitzt Kapitän C. L. O. Gibbs. Beigegeben einer unserer besten Agenten, Mr. Vavasour." Der britische Marineattaché greift ein: „Die Arbeit unserer Leute war dadurch erschwert, daß uns ein Kabel fehlte. Norwegische Schlamperei. Seit zehn Jahren wollen sie ein Kabel nach England legen. Aber bei Kriegsausbruch ging immer noch jede Depesche über das Kabel nach Deutschland. Der Ausweg? Die Norweger verboten den Kriegführenden, Sendestationen anzulegen. Aber unser Auftrag war: Jede Schiffsbewegung melden."

Mr. Paus nickt bestätigend: „Es war sehr peinlich, daß die Polizei im November einen meiner Leute schnappte, als er seinen Sender gerade in eine andere Privatwohnung schaffte. Aber es blieb der einzige Fall. Sie wissen, daß unsere Sendestationen ausgezeichnet funktionierten, als wir die Küstenfahrt der ‚Altmark' funkten."

„Das bewährte System?" fragt der neue französische Gesandte. „Wiederholter Wechsel des Standorts?"

„Unter peinlicher Beachtung des Grundsatzes, daß nur Privatwohnungen benutzt werden dürfen. Niemals ein Sender in einem offiziellen Büro."

„Das Ergebnis ist jedenfalls, daß wir unsere Streitkräfte vom Land aus nach den Notwendigkeiten der militärischen Lage dirigieren können", stellt Mr. Paus fest. „Die Verständigung zwischen Sendestationen und operierenden Schiffen ist ausgezeichnet erprobt."

„Und die Frage der Minensperre?"

Mr. Paus blättert in seinen Papieren. „Wir haben einen Vorgang aus dem Weltkrieg. Ich lege besonderen Wert darauf, daß wir uns auf Präzedenzfälle stützen. Das imponiert der norwegischen Mentalität."

Einige der Herren können sich eines Lächelns nicht erwehren — Mr. Paus macht gern solche Bemerkungen, die vergessen lassen sollen, daß seine Familie eigentlich aus Norwegen stammt.

Der Präzedenzfall

„Die Alliierten haben im Weltkrieg gemeinsam mit den Vereinigten Staaten die norwegische Regierung gezwungen, die Anlegung von Minenfeldern entlang der norwegischen Küste zuzulassen. Die norwegische Regierung hat sich gefügt. Die Begründung war damals die Fahrt deutscher U-Boote durch norwegische Hoheitsgewässer. Die Begründung muß diesmal etwas anders lauten: Transport deutscher Konterbande durch norwegische Hoheitsgewässer. Aber der Präzedenzfall liegt vor."

„Die Nazis werden darauf anders reagieren als Bethmann Hollweg."

„Das ist der Grund, warum die britische Regierung besonderen Wert darauf legt, die Minensperre durchzuführen", sagt Paus und blättert wieder in dem Aktenstoß, der vor ihm liegt. „Wir brauchen Zwischenfälle. Meine Aufgabe ist es, die Grundlage für ein Eingreifen in Nordeuropa zu beschaffen — die moralische Grundlage. Die Regierung Seiner Majestät will nach Möglichkeit Verletzungen des Völkerrechts vermeiden. Deshalb will sie sich bei der Minensperre auf den Präzedenzfall stützen. Und wenn die Minensperre zu Zwischenfällen führt, gibt es ein Notwehrrecht."

„Damit ist alles gesagt", meint der französische Gesandte. „Ich glaube, daß der Ministerpräsident sehr befriedigt sein wird." Er wendet sich zu seinem Militärattaché: „Die technischen Einzelheiten besprechen Sie wohl mit Ihrem englischen Kameraden. Ich verstehe von militärischen Dingen nichts."

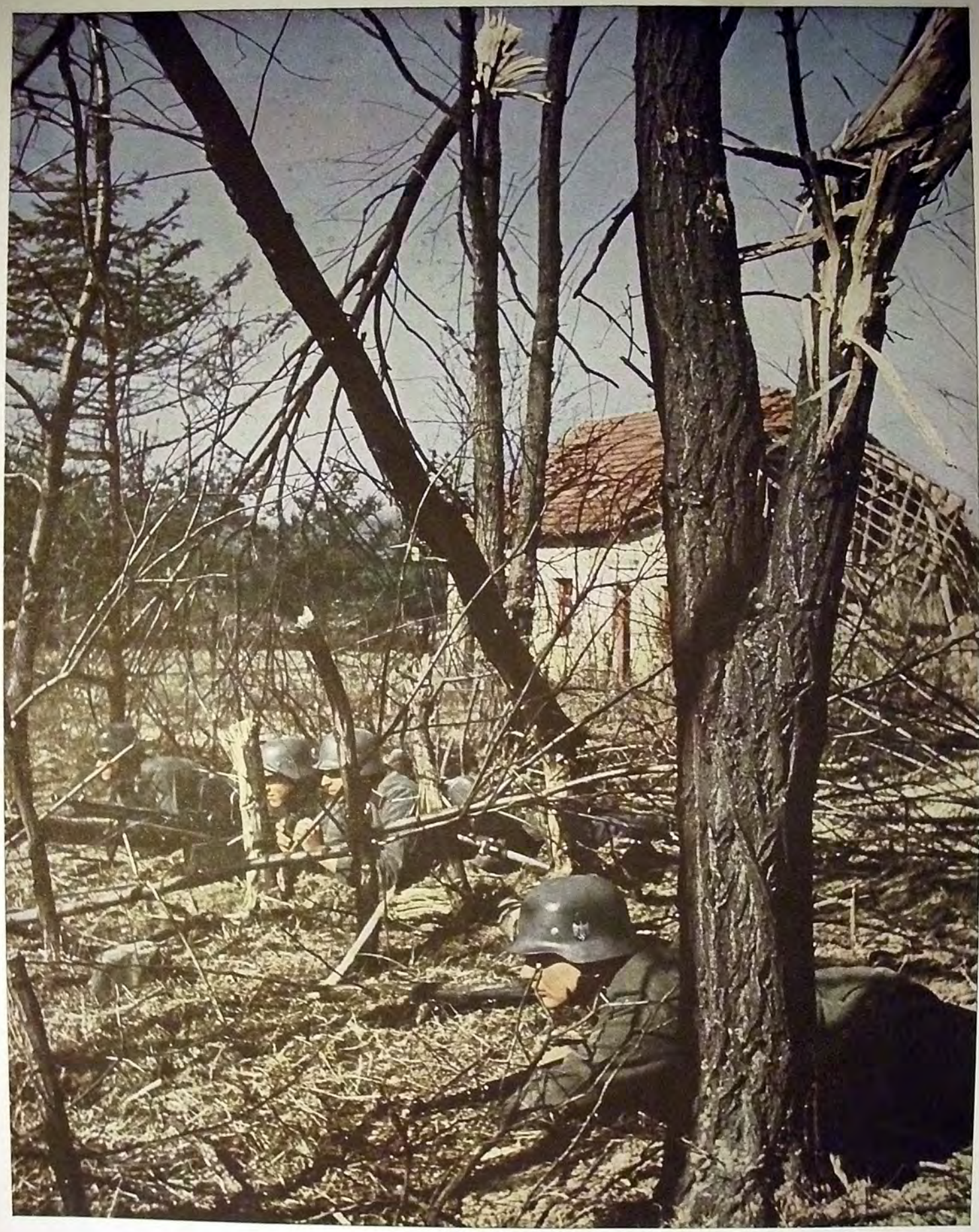
•

Im Morgengrauen des 8. April fahren die Gesandten Englands und Frankreichs vor dem Palais des Außenministers in Oslo vor. Sie finden nur einen wachhabenden Sekretär — Außenminister Koht wohnt nicht in dem Amtsgebäude, er lebt in seiner Holzvilla draußen am Fjord. Aber in diesem Fall muß man ihn in seiner Ruhe aufstören: Die Gesandten der beiden Westmächte teilen mit, daß in dieser Nacht britische Kriegsschiffe Minenfelder mitten in den norwegischen Hoheitsgewässern gelegt haben. Minister Koht schätzt seine Nachtruhe, und seit den aufregenden Kriegsereignissen hat er das Telefon in seiner Villa so umlegen lassen, daß er des Nachts durch kein Läuten gestört werden kann. Ein Beamter des Außenministeriums muß in ein Auto gesetzt werden, um mit der Nachricht zu der Villa des Ministers hinauszufahren.

Die Osloer Presse bricht wenige Stunden später in den entrüsteten Ruf aus: „Norwegens Neutralität von England gebrochen!" Aber resigniert fügen die Zeitungen hinzu: „Norwegen hat nicht die Macht, sich zu wehren!"

•

Vierundzwanzig Stunden später wieder bei nachtschlafender Zeit wird Außenminister Koht von neuem geweckt. Die deutsche Reichsregierung teilt mit, daß sie den bewaffneten Schutz Norwegens übernommen hat: deutsche Kriegsschiffe, deutsche Flugzeuge, deutsche Truppen besetzen Norwegens Häfen.



Im „Granaten-Wäldchen“

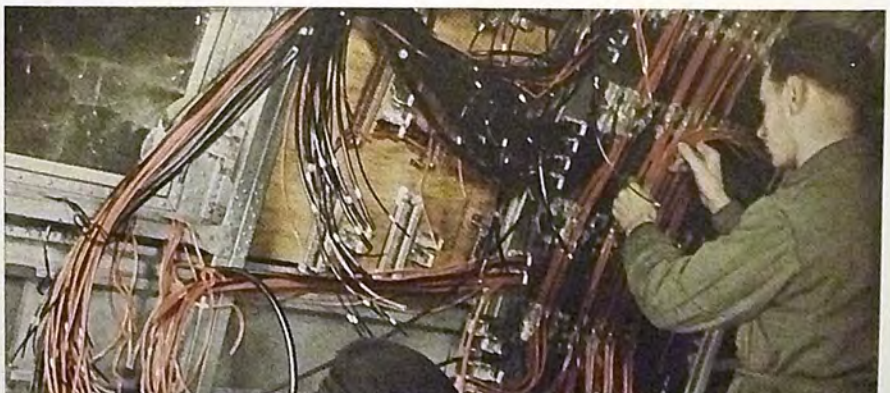
„Zerschossen und zerzaust . . .“ so beginnt ein deutsches Stoßtrupp-Lied. In diesem Gelände, das die Spuren heftigen Artilleriekampfes trägt, sichert ein MG.-Trupp das Vorgehen der Kameraden

Modernste Arbeitsverfahren

verbürgen eine ungeahnt schnelle Produktion der Rüstungsbetriebe. Arbeiter eines Flugzeugwerkes bei der Herstellung von Steuerungsteilen für ein Kampfflugzeug

Facharbeiter am Werk

In rastloser Präzisionsarbeit wird die elektrische Zentrale eines Flugzeuges montiert



Tausende von Kabeln

müssen verlegt werden, bis die elektrische Anlage eines Kriegsflugzeuges fertig ist

Arbeit ohne Pause

Der Bombenwart

Er trägt nur eine „Leichte“,

aber wo sie trifft, trifft ein Schlag der deutschen Luftwaffe. Von der Einsatzbereitschaft des Bodenpersonals hängt nicht zuletzt die Schlagkraft der fliegenden Verbände ab

Der Heeresbericht meldet: „. . Zwei britische Kampfflugzeuge vom Muster ‚Vickers Wellington' wurden über der Deutschen Bucht abgeschossen . . ."

Einen der Gegner hat der deutsche Jäger erledigt. Schon wendet sich der Blick des Siegers dem nächsten Tommy zu, der Luftkampf geht weiter . . .

„Flieger sind Sieger..."

Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe,

Generalfeldmarschall Hermann Göring, der Generalinspekteur der Luftwaffe, Generaloberst Milch (rechts) und der General-Luftzeugmeister, Generalleutnant Udet (ganz links) bei einem Kampffflieger-Verband

ITALIENS ARMEE

Kampfentschlossen, kriegsbereit

Die Italiener sind eine junge Nation. Italien ist ein junger Staat, aber das römische Imperium ist doch das älteste Europas. Aus diesem scheinbaren Widerspruch ergibt sich der Charakter der italienischen Armee. Jugendlich ist die Kraft, die diese Armee geformt hat, ihr Drang nach Betätigung und der hohe Stand der Motorisierung. Der Jugend des Volkes entspricht auch die Doktrin der italienischen Militärwissenschaft, die den Bewegungskrieg propagiert und den Krieg der Zermürbung und Verteidigung verwirft. Aber andererseits — Rom war schon vor 2000 Jahren ein Weltreich. Und so besitzt diese kraftstrotzende italienische Armee die Erfahrungen einer großen Geschichte, sie weiß den Wert der Organisation zu schätzen, und darüber hinaus fühlt sich jeder italienische Soldat heute genau wie vor 2000 Jahren als Apostel der römischen Zivilisation. Graziani, der Scipio Afrikanus des 20. Jahrhunderts hat nicht nur Libyen erobert, sondern er hat auch sofort mit der Kolonisation begonnen. Seine Soldaten haben nicht nur Militärstraßen durch die Wüste gebaut, sondern auch Städte errichtet, versandete Oasen wieder zum Blühen gebracht . . . Der „Cittadino soldato", der „soldatische Staatsbürger" ist ein Typ, den wie vor 2000 Jahren auch die Praxis von heute hervorgebracht hat.

Zwei große Aufgabengebiete sind der italienischen Armee gestellt: im Mittelmeerraum Europas und die

„Die Kraft unserer Waffen ist unzweifelhaft groß, aber noch größer ist die Entschlossenheit unserer Herzen",
sagte Mussolini bei einer der großen Paraden, die an den traditionellen Festtagen der Nation die Stärke und Kampfkraft der italienischen Wehrmacht zeigen. Neben Mussolini der Kronprinz — Faschismus und Krone Hand in Hand im Kampf um die Lebensrechte des italienischen Volkes

132 Miliz-Bataillone der Schwarzhemden
wurden Anfang März in das italienische Heer eingereiht. Jeder Infanterie-Division ist eine Schwarzhemden-Legion zugeteilt. So bilden die graugrünen Regimenter des Heeres und die Legionen der Schwarzhemden von nun an ein einheitliches Bollwerk

Badoglio erzählt:

Ein aufmerksamer Zuhörer
Der Generalstabschef Pietro Badoglio, Herzog von Addis Abeba, ist nicht nur ein blendender Erzähler, sondern auch ein aufmerksamer Zuhörer

Badoglio greift ein
Wenn dann das Gespräch etwa das Gebiet berührt, auf dem er der erste Fachmann der Nation ist, greift er gern in die Debatte ein

Der Erzähler in der Verteidigung . . .
— eine Kampfart, die ihm wenig liegt und bei der er schon aus Gründen des Temperaments nur kurz und ungern verweilt

. . . und in der Offensive
Wie er als Feldherr den Feind überwand, so fegt er auch in der Debatte manche Einwände dank seines exakten Wissens leicht hinweg

Das Hohe Lied des Sieges
formt sich aus seinen Worten. Des Sieges, den Italien in Libyen errang, in Abessinien, in Spanien, in Albanien . . .

noch größeren am „Vierten Ufer", drüben in Afrika. Vom ersten Tag seiner Regierung an hat Mussolini Italiens Armee für beide Aufgaben ausgerüstet, organisiert und erzogen. Und die italienische Armee hat sich auch schon auf vier Kriegsschauplätzen diesen Aufgaben gewachsen gezeigt: Die Eroberung des Fezzan und der Senussi-Oasen von Kufra durch Graziani waren das erste Vortasten auf afrikanischem Boden, der übrigens heute noch mit den Säulen, Befestigungsanlagen, Tempelruinen und Gräbern des alten Rom geschmückt ist. Dann Abessinien — ein Kolonialkrieg, von Badoglio in einem Rekordtempo gewonnen, wiederum ein Erfolg reifer Organisationskraft und jugendlichen Draufgängertums. Dann Spanien und Albanien . . . neue Siege, aber auch neue Erfahrungen.

Das heutige Gesicht der italienischen Armee hat eigentlich erst der spanische Krieg geformt. Hier erprobte der jetzige stellvertretende Generalstabschef des Heeres, General Roatta, zum erstenmal die gemischten Divisionen. Und in Spanien stellte sich auch die italienische Luftwaffe auf die verschiedenen Typen ein, die heute das Gros der italienischen Luftwaffe ausmachen. So blickt Italiens Armee, reich an Erfahrungen, blendend ausgerüstet und von Tatendrang beseelt in die Zukunft, bewußt der großen Aufgaben, die ihr in Europa und jenseits des Meeres noch gestellt sind, nicht neutral, sondern als die Armee einer nicht kriegführenden Macht, wie immer zum Kampfe entschlossen, jeden Tag zum Einsatz bereit.

„Der Flieger Mussolini hat eine der stärksten Luftflotten der Welt geschaffen", *sagte kürzlich der Staatssekretär im Luftfahrt-Ministerium General Pricolo vor der faschistischen Kammer. „Die Tüchtigkeit und die Erfahrung unserer Flieger, die Genialität unserer Erfinder und Techniker sind Rohstoffe, an denen es Italien niemals mangeln wird"*

Erprobt in Spanien
Die kleinen 2-Mann-Panzerwagen, deren Einsatz viele Schlachten im spanischen Krieg entschied

Ubaldo Soddu
Staatssekretär in dem von Mussolini persönlich geleiteten Kriegsministerium

Rodolfo Graziani
der Eroberer des Fezzan und Harrars, der Scipio Afrikanus des 20. Jahrhunderts — Generalstabschef des italienischen Heeres

Mario Roatta
Nachrichtenchef im abessinischen Krieg, Kommandeur in Spanien, etzt stellvertretender Generalstabschef

Bewährt in Abessinien und Albanien
Zu jeder italienischen Infanterie-Division gehört neben den Infanterie-, Maschinengewehr- und Kraftfahrtruppen auch ein Artillerie-Regiment

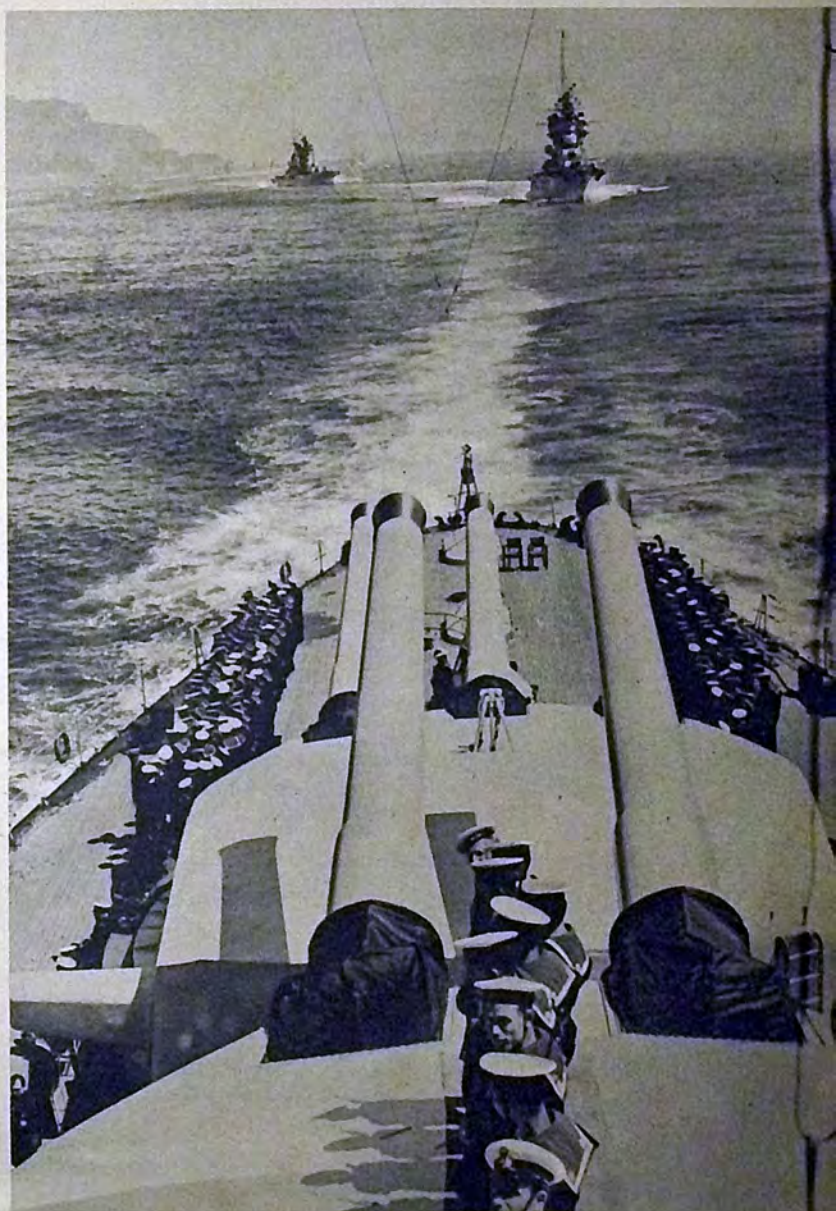
Märchenschloß am „Vierten Ufer"

Das „Vierte Ufer" der Heimat ist die Provinz Libyen, seit Jahrtausenden römisches Kolonialland. Italiens Armee hat das Land nicht nur wiedererobert, sondern auch neu aufgebaut: Städte für die Einheimischen, Siedlungen für die Kolonisten und Festungen, wie die von Sebha, die unser Bild zeigt, sind für ewige Zeiten ein Mahnmal italienischer Schaffenskraft

Libyen

Links: **Herren der Wüste**
In den Sahara-Reitern hat sich die italienische Armee für die Kolonien eine Spezialtruppe geschaffen, die wie keine andere Waffe dem Kampf im ewigen Sand gewachsen ist

Links:
Infanterie im Vormarsch
So marschierten sie durch die Gebirge Albaniens, über die Ebenen von Katalonien, über die Hochebenen Abessiniens und die Wüsten Libyens, immer im Vormarsch und die Entscheidung im Bewegungskrieg suchend



Rechts: **Italiens Marine**
wird spätestens bis 1941 über 8 Schlachtschiffe von 35000 Tonnen verfügen; die italienischen Kreuzer werden an Geschwindigkeit von den Kreuzern keiner anderen Kriegsflotte der Welt übertroffen. Die italienische Unterseeboot-Flottille ist die größte der Welt

Sport heilt Verwundete

Aus einem modernen deutschen Lazarett in dem die Verwundetenheilung nach neuartigen Methoden erfolgt

Gesundung durch Spiel, Gesundung durch Sport — das ist das Prinzip einer bei Sportverletzungen längst erprobten Heilmethode, die jetzt auch der Heilung deutscher Kriegsverletzter dient. Die neue Methode begnügt sich nicht mit der einfachen Wundbehandlung von einst: Entscheidend ist, die Lebensenergien des Verletzten im Spiel mit den Kameraden neu zu wecken und ihm das bedrückende Gefühl zu nehmen, kein vollwertiger Mensch zu sein. Der Leiter des Verwundetensports im Lazarett ist Sportlehrer und Arzt. Die Verwundeten dämmern nicht mehr wie einst langsam der Gesundung entgegen — sie erlernen spielend und unmerklich, leichter und rascher als in früheren Kriegen, den vollen Gebrauch ihrer Glieder.

Arbeit mit — allen vieren

Auf Matten rollen die Wirbelverletzten von einer Seite zur anderen, wobei der Stab als Hilfsmittel dient. Das Beispiel desStärkeren spornt den Schwächeren an und zieht ihn mit

Tischtennis im Lazarett!

In den hellen, modern eingerichteten Tagesräumen des Lazaretts können sich die Verletzten bei fortgeschrittener Heilung erholen und entspannen

Wasser, das alte Heilmittel . . .

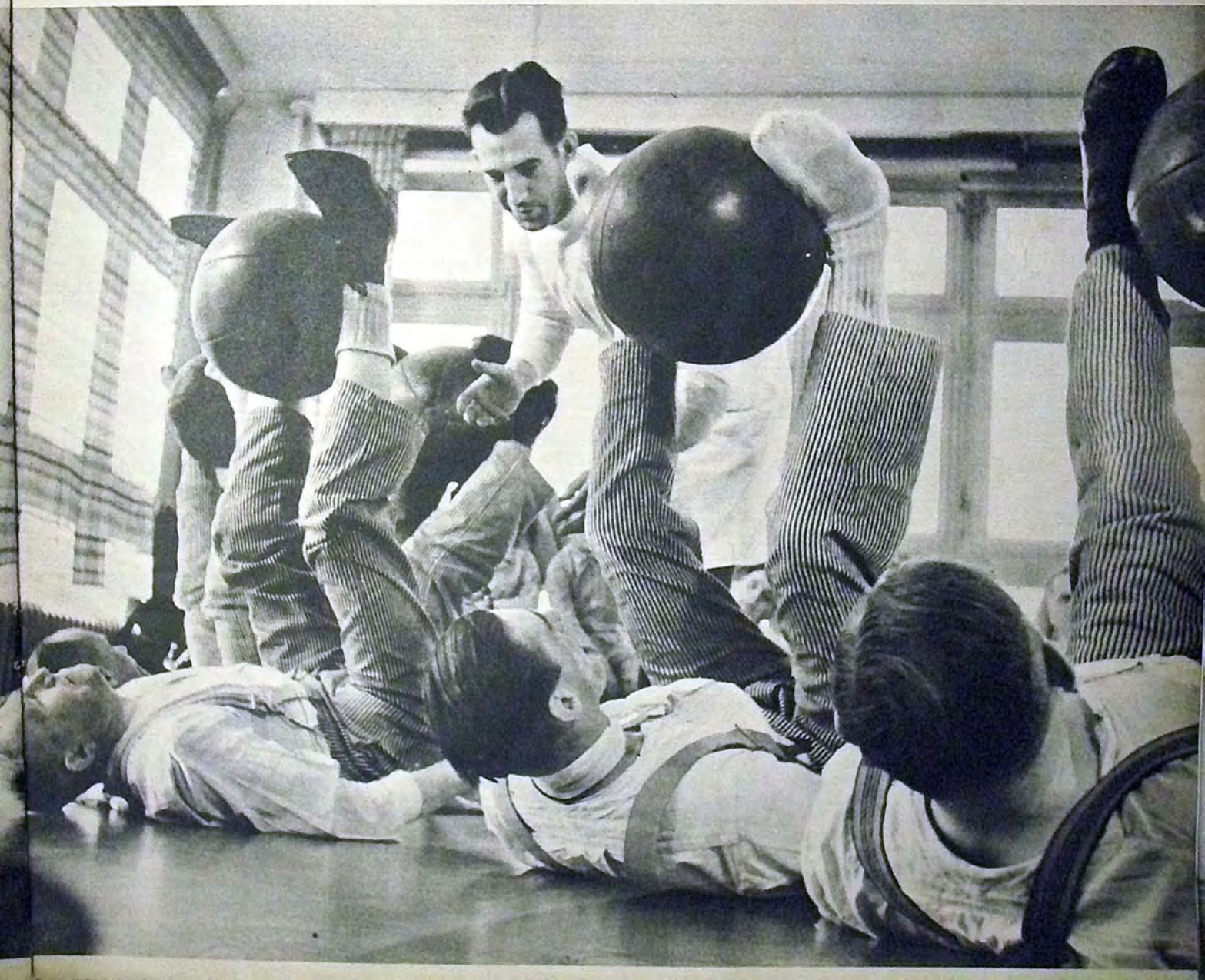
Unmerklich gewöhnen sich die Verletzten beim Schwimmen wieder an den Gebrauch ihrer Gliedmaßen

Mit Hanteln in die Gesundheit!

Ein Schuß nahm seiner rechten Hand die Kraft. Der Heilprozeß hat begonnen. Nun übt der Verletzte an der Eisenhantel und gewinnt im sportlichen Wetteifer mit den Kameraden rascher und leichter als früher seine alte Kraft zurück

Masseur Wasserstrahl

bringt die schmerzlindernde Entspannung und erhöht die Blutzirkulation. Den Fuß- und Beinverletzten hilft das Greifspiel mit dem Medizinball wieder zur alten Kraft zurück (Bild unten)



STOCK

Elektrit
V 27
Vanadur

WERKZEUGE
für hohe Leistungen

werden nach wie vor in bekannter hoher Qualität geliefert!

R. STOCK & CO

SPIRALBOHRER-, WERKZEUG- U. MASCHINENFABRIK
AKTIENGESELLSCHAFT, BERLIN-MARIENFELDE

Müde

Aufnahmen
zwischen den Aufnahmen
in einem Berliner Filmatelier

Sie müssen immer da sein, die Filmstatistinnen. Die Aufnahmen laufen, die Stunden drängen, und jede kostet Geld, viel Geld. Die nächste Produktion steht vor der Tür, der Film muß fertig werden, damit das Haus frei werde für den nächsten. Und sie müssen immer munter sein, die Filmstatistinnen, immer frisch, immer fröhlich, immer heiter. Das Kleid muß in Ordnung sein und die Frisur, die Schuhe und die Strümpfe. Dann kommt der Einsatz: Alles auf die Plätze; heiß brennen die Scheinwerfer. Jetzt beginnt die Aufnahme. Mit konzentrierter Aufmerksamkeit und doch graziös, leicht, liebenswürdig, lächelnd tanzen sie ihren Tanz um den Star. Der Regisseur unterbricht. Noch einmal von vorn! Mit konzentrierter Aufmerksamkeit und doch graziös, leicht, liebenswürdig, lächelnd tanzen sie ihren Tanz um den Star. Dreimal, viermal geht es so! . . . Pause! Das Gesicht unter der Schminke glüht, Sehnen und Muskeln schmerzen, und die Füße tun weh. Lizzi hat noch ein bißchen Kraft. Sie stellt sich vier Stühle zusammen, zieht einen Mantel an und bindet ein Tuch um den Kopf, um Kleid und Frisur zu schonen. Margot und Inge lassen sich auf den Boden gleiten, wo sie eben stehen, und die kleine Hilde — nein, sie will nicht einschlafen, sie will kein Nickerchen machen, sie will nicht müde sein, sie will nur ein ganz, ganz klein bißchen ausruhen! Sie setzt sich auf ein Stühlchen, strampelt die Schuhe von den Beinen, und dann — muß man sie rütteln, um sie wach zu kriegen für die nächste Aufnahme . . .

Dirigenten-Arbeit:

VERSUCH EINER MUSIKBETRACHTUNG IN BILDERN

Die Leistungen konzertierender Musiker in Wort und Schrift zu rühmen, ist dem Laien wie dem Fachmann eine gewohnte Übung. Der denkende Mensch weiß aber, daß auch die vollkommene Herrschaft über die Sprache niemals das Wesen der Musik und ihrer Interpreten erschöpft. Über Musik, so etwa meinte einmal ein kluger Musikgelehrter, sagt schließlich doch nur die Musik selbst aus. Die Sprache bleibt, streng genommen, ein unvollkommenes Hilfsmittel, ein Mittel zur Verständigung über Musik. Warum also soll man es nicht für möglich halten, der musikalischen Leistung mit bildlicher Darstellung nahezukommen? Wenn die Menschen genau so allgemein malen könnten, wie sie sich der Sprache bedienen, würde uns allen eine Musikbetrachtung in Bildern selbstverständlich erscheinen. Ja vielleicht führen Bilder näher oder wenigstens anders an musikalische Leistungen heran, als es dem Wort möglich ist?

Ludwig van Beethoven
Seine sechste, der Natur abgelauschte Sinfonie ist dem Versuch zugrunde gelegt

*

Foto-Partitur!

Ein Versuch zur Musikbetrachtung in Bildern: Das schwarz-weiße Foto wird dem schwarz-weißen Notenbild der Partitur gleichgestellt. Es wird zur „Foto-Partitur" und zeigt die Schlußszene aus dem „Gewitter"-Satz in Beethovens sechster Sinfonie, der sogenannten Pastorale. Von dieser Voraussetzung ausgehend, bemühen sich zwei Maler den Inhalt des Bildes mit ihren Mitteln so zu interpretieren, wie zwei der bedeutendsten Musiker der Gegenwart, Wilhelm Furtwängler und Herbert von Karajan die Beethoven'sche Partitur zu Gehör bringen

Gleichviel, hier haben einmal zwei musikalische Maler den Versuch unternommen, zu zeigen, wie verschieden Wilhelm Furtwängler und Herbert von Karajan dieselbe Musik — in diesem Falle eine Episode aus Beethovens Pastoralsinfonie — dirigieren.

Einmal in seinem Leben hat Beethoven der Natur, dem Lande und dem Bauerntum ihre Geheimnisse abgelauscht: in der sechsten Sinfonie, der von ihm so bezeichneten Pastorale. Als die Partitur fertig vor ihm lag, war er mit sich selber uneins, was er da nun eigentlich gestaltet hätte. War es eine Folge von Bildern, ein Zug von Geschehnissen, ein „Programm"? Oder war es der Gedanke des Ländlichen schlechthin, was die Noten enthielten?

Zumindest in dem Teil, den er mit der Aufschrift „Gewitter, Sturm" bezeichnete, umreißt er ein ganz deutliches Bild. So deutlich, daß ein taktvoller, musikalischer und allgemein gebildeter Filmregisseur von heute einen Zelluloidstreifen nach der Partitur drehen könnte. Das Exposé des Drehbuches müßte etwa folgenden Gang der Handlung skizzieren:

Liebliche Landschaft in der Nähe Wiens. Drohende Wolken steigen am Horizont auf. Ein Bauerntanz wird von den ersten Windstößen auseinandergetrieben. Kaum haben sich die Menschen aufgeregt geflüchtet, sind Regen, Wind und Donner entfesselt. Blitze zucken auf. In der Ferne grollt es dumpf. Sturmstöße peitschen den Regen vor sich her. Das Gewitter erreicht seinen furchterregenden Höhepunkt. Nach langem Donnerrollen jagt der Regen, allmählich schwächer werdend, rauschend daher. Schon leuchten die Blitze nur noch vereinzelt in der Ferne, die Menschen beginnen aufzuatmen. Die Wolkenbank zieht ab, und die ersten Strahlen der Sonne spielen über das regenfeuchte Land.

Diese letzte Szene des projektierten Kurzfilms hält das Foto fest. Es bedarf keiner Erläuterung. Aber sowenig das Schwarz-Weiß-Foto das wirkliche Beethoven-Gewitter ist, sowenig ist die Partitur mit den schwarz auf weiß geschriebenen Noten die Musik, die Beethoven empfunden und sich vorgestellt hat, als er die Noten zu Papier brachte. Erlebnis wird die Partitur erst in dem Augenblick, wenn der Dirigent vor dem Orchester steht und die Partitur in die klingende Wirklichkeit der Musik erhebt.

Den Schritt von den Noten der Partitur zu den Tönen des klingenden Kunstwerks soll die farbige malerische Ausdeutung des Fotos veranschaulichen. Das Bild im Querformat stellt dar, welchen Eindruck die Wiedergabe des abziehenden Gewitters unter Furtwängler macht. Das Bild im Hochformat enthält dieselbe Phase unter Karajans Leitung. Beide Bilder zeigen genau den gleichen Bildinhalt wie das Foto: die abziehende Gewitterwand mit der durchbrechenden Sonne, im Vordergrund links ein Gehöft mit Bäumen, im Mittelgrund bestellte Äcker und ein Dorf mit Kirchturm, im Hintergrund eine sanfte Hügelkette. Das Foto, welches der Beethoven-Partitur gleichgestellt ist — wir nennen es „Foto-Partitur" —, hat also den Inhalt, das Gegenständliche beider Bilder bestimmt.

Nur das „wie" der Pinselführung bezeichnet den Unterschied der musikalischen Gesichte, den wir zwischen Furtwänglers und Karajans Interpretation empfinden. Das Breite, Lastende des Querformates, die dunkeldrohende Wolkenwand, die feurig aufflammende Sonne, die regensatte, feucht glänzende Atmosphäre auf der linken Seite des Bildes, hinter der Haus, Dorf, Bäume und Hügelkette verschwimmen, gibt Geist und Temperament wieder, die Furtwänglers Beethoven-Darstellung eigen sind. Furtwängler schildert das seelische Erlebnis des abziehenden Gewitters. Ihn interessiert die Rückwirkung auf den Menschen. Darum verschwindet das,

Staatsrat Wilhelm Furtwängler,
der repräsentative deutsche Dirigent, der unerreichte Gestalter des seelischen Ausdrucks

Herbert von Karajan,
Staatskapellmeister der Berliner Staatsoper. Der heute 32jährige hat sich binnen weniger Monate von Berlin aus europäischen Ruf errungen

Gemalt!

was ist, hinter dem, was es bedeutet. Der Himmel, Zeichen des Metaphysischen, nimmt drei Viertel des Bildraumes ein. Unheil und Heil verschwendet dieser Himmel in einem Atemzuge. Furtwängler rückt Tempo und Rhythmus, Klang und Melodie Beethovens auf diese Wirkung hin zurecht. Er liest Möglichkeiten aus der Partitur heraus, die Beethoven nicht aufgezeichnet hat und die niemals in Noten zu bannen sind. Er tut es mit genialem Instinkt für die Verhältnisse des Kunstwerks, aber auch mit unheimlicher Treffsicherheit für den Effekt, den er beim Hörer erzielen will. Darum rüttelt der Wind noch an den Bäumen, darum dünstet die Atmosphäre noch vor Feuchtigkeit; beides zerrt an den Gelenken der Formen, die die Gegenstände im Bild haben. Ausgegossen über das Ganze ist ein Gelb, das für unsere Empfindung etwas Drohendes, Aufreizendes hat, das uns den Atem nimmt, wie es Furtwänglers Darstellung vermag.

Karajan dagegen strebt nach schärfster Zeichnung des gegenständlichen Inhalts. Das Bild zeigt hohe Aufsicht auf die Landschaft, der Himmel beansprucht nur noch wenig mehr als die Hälfte der Bildfläche. Weit blickt man in das Land hinein, das klar bis zu den Hügelketten im Hintergrund konturiert ist. Das Gewitter schichtet sich auf in genau geränderten Wolkenbildungen. Hier zuckt kein Flammenfanal, sondern es gleißen die Wolkenkanten im Sonnenlicht. Der Wind rüttelt nicht an den Bäumen, die Feuchtigkeit der Atmosphäre fehlt. Unbestechlich hart treten die Gegenstände des Bildes vor den Beschauer. Karajan greift nicht nach der seelischen Bedeutung des Ereignisses „Gewitter". Er zeigt das Gegenständliche, sinnlich Faßbare, mit dem prüfenden Auge untrüglich Erkennbare. Er sieht die Realität der Partitur und nur diese. Takt für Takt führt er fanatisch genau aus, was nach Beethovens Niederschrift zu erklingen hat. Karajan analysiert, durchdringt, schneidet die Einzelheiten unerbittlich heraus. Wo Furtwängler das Ahnungsvolle beschwört, zwingt Karajan die Macht des Wirklichen, sich im vollen Glanze zu zeigen . . .

Vielleicht lehnen strenge Musiker diesen Versuch zu einer Musikbetrachtung in Bildern ab. Vielleicht findet der Leser, der uns bisher mit interessiertem Herzen gefolgt ist, da und dort einen methodischen Mangel. — Wenn der Versuch dem oder jenem etwas gegeben hat, hat er genug getan. *Edwin v. d. Nüll*

Karajan:

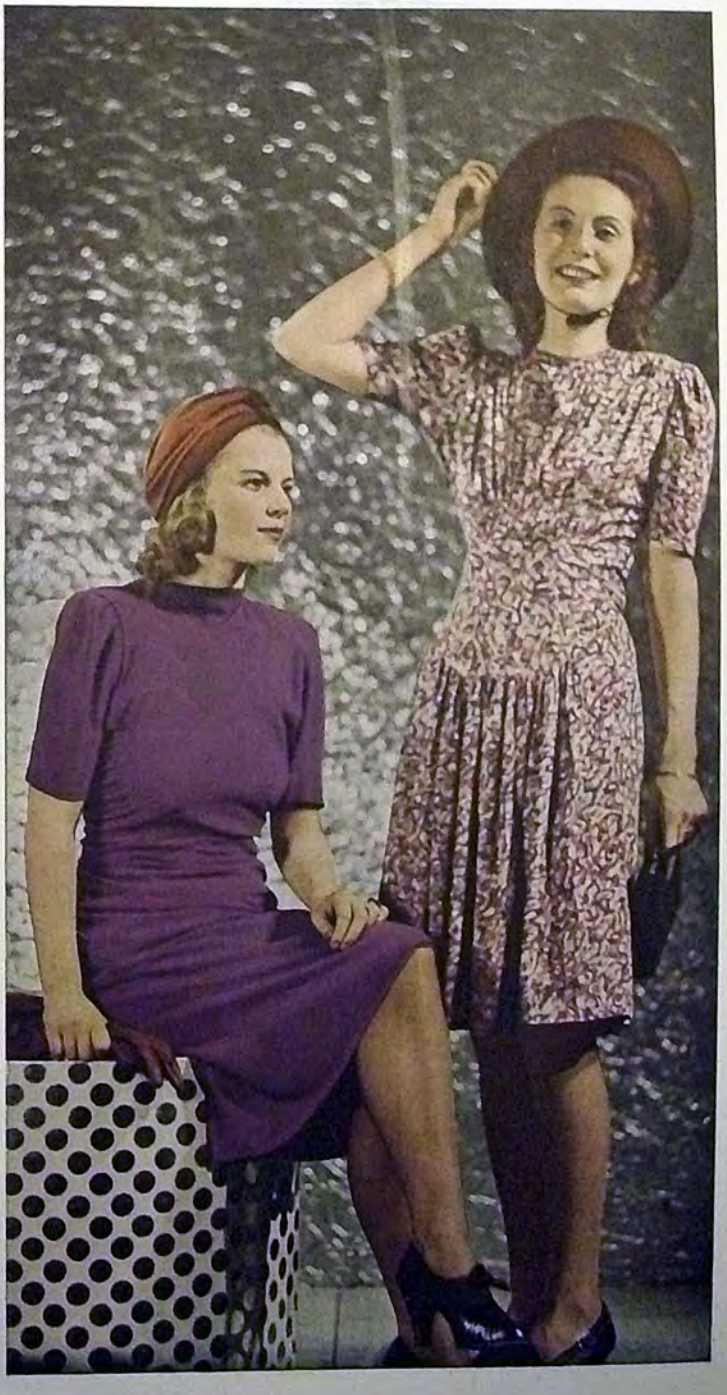
Scharf gezeichnet, klarfarbig und eindeutig im Gegenständlichen, wie Herbert von Karajan den „Gewitter"-Satz in Beethovens Pastoral-Sinfonie musiziert, so hat auch der Maler — getreu nach der „Foto-Partitur" — sein Bild gearbeitet . . . ein Versuch, Akustisches optisch verständlich zu machen

Furtwängler:

Im Gegensatz zu Karajan sucht Wilhelm Furtwängler die seelische Bedeutung des „Gewitters" aufzuspüren. Und der Maler läßt, wie Furtwängler, Sonne aufflammen, die pechschwarzen Wolkenmassen über der dunstig feuchten Landschaft lasten . . .

Hier Stimmt etwas nicht!

Die Kleidung kann den Typ der Frau reizvoll betonen, das wissen die meisten Frauen und nutzen es entsprechend. Das „süße Mädel" bevorzugt geblümte Kleider, leicht garniert, „Kinderhütchen" und anderes nettes Beiwerk und unterstreicht damit bewußt oder unbewußt ihre Note. Das ernstere, herbere, vielleicht auch sportlichere junge Mädchen wird sich ruhigere Stoffe wählen, knappen, einfachen Formen den Vorzug geben, die ihren Reiz erhöhen. Aber man kann nicht ungestraft einfach die Kleidung wechseln!



Zwei junge Mädchen . . .

. . . beide hübsch und doch so verschieden im Typ, haben eine feine Idee: Was gibt's, wenn wir die Kleider tauschen? Sie tun's — und der Leser möge bestimmen, auf welchem der Bilder sie ihre eigenen Kleider tragen!

Stätte deutscher Arbeit im nächtlichen Licht

DREI GRUNDPFEILER neuzeitlicher Wirtschaftsführung

von Prof. Dr. Hunke

Präsident des Werberats der deutschen Wirtschaft

Das deutsche Wirtschaftswunder steht ohnegleichen in der Welt da. In einem durch das Versailler Diktat zerstückelten, viel zu engen deutschen Lebensraum, in einer stagnierenden, immer stärker in einzelne isolierte Großräume zerfallenden Weltwirtschaft, in einer immer größeren Einschränkung der deutschen Exportmöglichkeit hat die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik es fertiggebracht, annähernd sieben Millionen Arbeitslosen wieder Arbeit und Brot zu geben, die deutsche Erzeugungsgrundlage maßgeblich zu verbessern und Deutschland in einer neuen wirtschaftlichen Großraumpolitik ein anderes aussichtsreiches weltwirtschaftliches Betätigungsfeld zu schaffen.

Andere Länder haben trotz der überreichen Fülle ihrer volkswirtschaftlichen Möglichkeiten, trotz ihres strotzenden Reichtums keine auch nur annähernd ähnlichen Erfolge zu verzeichnen.

Die Grundlagen dieser einzigartigen Entwicklung müssen daher besonders fundiert sein. Sie sind es einmal in dem Vorhandensein starker irrationaler Lebenskräfte. Diese sind tief in der nationalsozialistischen Bewegung verwurzelt. Die Beseitigung der früheren parteipolitischen Zwietracht, die Geschlossenheit und Einheitlichkeit der neuen deutschen Politik, die geballte Kraft der deutschen Wirtschaftsführung und ihre Ausrichtung auf einheitliche Ziele machten Kräfte frei, die nicht hoch genug gewertet werden können. Dem hat der Führer des Deutschen Reiches einmal selbst Ausdruck verliehen, als er sich mit einem Magneten verglich, der die besten Kräfte der deutschen Nation unwiderstehlich anzieht und damit immer neue Kraftfelder schafft.

Die im Wiederaufbau eingesetzten lebendigen Kräfte wären aber vermutlich ebenso zwecklos verpufft wie in anderen Ländern, wenn die deutsche Führung es nicht verstanden hätte, tragfähige Pfeiler für den Gesamtbau zu errichten:

I. „Die Arbeit ist die Quelle des Wohlstandes"

Hierin liegt ein wahrhaft „nicht-euklidischer" Wandel nationalökonomischer Wissenschaft. Weniger darin, daß diese Erkenntnis völlig neu ist, sie ist schon von Adam Smith und anderen vertreten worden, sondern darin, daß man diesem Satz wieder die zentrale Stellung im volkswirtschaftlichen Denken zuwies. In den überlieferten Lehrmeinungen hatten sich immer stärker Gedankengänge durchgesetzt, als ob das Kapital über das Schicksal der Arbeit zu bestimmen habe, als ob die Arbeitslosigkeit in gewissen Zeiten als unvermeidlich hingenommen werden müsse, ja als ob jede Krise mit ihrer ungeheuren Zerstörung wirtschaftlicher und kultureller Werte einen unaufhaltsamen Reorganisationsprozeß darstelle, der die zur Heilung nötigen Kräfte selbsttätig hervorbringe. Diesen sogenannten „ehernen Gesetzmäßigkeiten" der konjunkturellen Wechsellagen, diesem Fetisch eines übersteigerten liberalistischen Denkens stellt der Nationalsozialismus entschieden die These gegenüber, daß ein Volk so reich ist, als es Arbeit zu schaffen vermag. Ein Volk muß produzieren, um konsumieren zu können. Im Gegensatz zur liberalistischen Denkweise erscheint somit die eigentliche Finanzierung als eine untergeordnete Frage.

Ausgehend von der Tatsache, daß Geld in jeder Form lediglich die Bescheinigung für eine im volkswirtschaftlichen Tauschverkehr erworbene Leistung und gleichzeitig Anweisung auf eine solche im Tauschverkehr geschaffene Leistung oder auf eine in kurzer Frist erwartete Leistung ist, daß also Kaufkraft nur aus tatsächlichen oder in kurzer Frist zu erwartenden Leistungen im Tauschverkehr entstehen soll, wurden Arbeitsbeschaffung und Vierjahresplan immer nur so weit vorgetrieben, als durch die Kreditausweitung gleichzeitig auch die Produktion, insbesondere auch in Verbrauchsgütern, vermehrt wurde.

Aus diesem ersten Grundsatz, „die Arbeit ist die Quelle des Wohlstandes", ergab sich zwangsläufig ein zweiter:

II. „Die Wirtschaft ist ein Organisationsproblem"

Alle Erfahrungen der Vergangenheit hatten überdeutlich gezeigt, daß durch bloße Kaufkraftvermehrung die dauernde Vollbeschäftigung, jene ewige Konjunktur und Arbeitsmöglichkeit, nach denen sich die Massen sehnen, nicht reibungslos verwirklicht werden kann. Gleichzeitig ist nämlich alles zu vermeiden, was jenen verhängnisvollen „circulus vitiosus", jene traurige Überspannung und den Zusammenbruch des Wirtschaftsaufschwungs hervorbringt. An Stelle der sich selbst überlassenen Wirtschaft, die vor allem in den Preisschwankungen die Möglichkeit schneller geldlicher Vermögensbildung erblickt, tritt daher die organisierte Wirtschaft. Diese organisierte Wirtschaft ist aber weit von der totalen Planwirtschaft entfernt. Die Stärke der nationalsozialistischen Wirtschaft beruht vielmehr entscheidend darauf, daß trotz aller unvermeidlichen Organisation die Kraft des gesunden Unternehmertums, die Initiative, die Risikofreudigkeit und Risikobereitschaft der privaten Wirtschaft erhalten bleibt. Es ist kein Zufall, daß die Werbung in Deutschland ganz besondere Pflege und Förderung findet.

Die deutsche Wirtschaft ist nicht frei und hemmungslos; sie ist staatlich verpflichtete Wirtschaft.

III. „Das deutsche Volk ist nicht auf fremdes Kapital und fremde Anleihen angewiesen."

Es ist sicher kein Zufall, daß diese Erkenntnis am reinsten in Deutschland blühen mußte, ist doch das deutsche Volk wie kein anderes im Versailler Diktat und in der ganzen Dawes- und Youngplanpolitik betrogen worden. Die Deutschland in Form der Auslandsanleihen zugeflossenen privaten Gelder wanderten in Form der Reparationen wieder ins Ausland. Aus diesen bitteren Erfahrungen heraus hat sich das deutsche Volk von der internationalen These auf kapitalistischem Gebiet abgewendet, wonach Kapital da in der Welt hergenommen wird, wo es im Überfluß vorhanden ist. Deutschland hat sich nunmehr auf die eigene Arbeitskraft besonnen. Bernhard Köhler, ein nationalsozialistischer Wirtschaftsführer, hat mit Recht einmal gesagt: „Das deutsche Volk hat sich selbst aus der proletarischen Rechtlosigkeit befreit, die darin bestand, daß es darauf warten sollte, daß ihm das internationale Kapital oder die Weltwirtschaft durch neue Aufträge Arbeit geben würde."

(Fortsetzung von Seite 11)

wurde wochenlang erwogen. In ihrer Genauigkeit unübersichtliche Befehle wurden erlassen. Papier und Schlamm erstickten die Initiative der mittleren und höheren Befehlsführung. Die Technik triumphierte über den Menschen. Sie wurde bestimmend und nicht der Mut des Geführten und die Kühnheit der Führung. Das Wort „unmöglich" deckte die Lücke zwischen Wollen und Können, und der technische Fachmann fand dahinter Schutz. Das Material konnte beim Angriff nur langsamer nachgebracht werden, als der kämpfende Infanterist vorrückte. Die Sturmkolonne mußte auf die Umgruppierung der Artillerie warten. Die Artillerie auf das Heranbringen der Munition, und die Munitionstransporte kamen erst dann nach vorne, nachdem die Verbindungswege wiederhergestellt waren. Je langsamer der Angriff vorwärtsschritt, um so mehr verschlang er an Menschen und Material und um so geringer wurde seine operative Bedeutung. Der Versorgungsdienst der englischen und französischen Armeen versagte sogar noch am Ende des Weltkrieges, als sich die Deutschen fast kampflos aus Nordfrankreich und Belgien zurückzogen.

Die deutsche Wehrmacht hat es verstanden, sich von diesem Fluche des Weltkrieges freizuhalten. Hätte sie sich an die alte Organisation der Truppe und des Nachschubes gehalten, so würde sie vielleicht noch heute in Polen einen Krieg gegen polnische Armeen führen müssen, die sich dem Angriff durch einen geordneten Abmarsch hinter die Weichsel entzogen hätten. Ein operatives und taktisches Vorgehen nach dem Rezept des Weltkrieges im Westen hatten die polnischen Generale zu ihrem Unglück auch erwartet. Der Feldzug der 18 Tage in Polen hatte schon gezeigt, daß der deutsche Soldat nicht Sklave der Technik und die deutsche Führung alles andere als Gefangener der industriellen Fachleute ist.

Die Besetzung Norwegens und Dänemarks liefert hierfür erneut den Beweis. Der polnische Feldzug wurde mit der Eroberung Warschaus beendet. Es liegt durchschnittlich 200 km von dem deutschen Aufmarschgebiet entfernt. Die rund 200 km, die Paris von Verdun trennen, konnten die Deutschen im Weltkriege nicht überwinden. Bei der Besetzung Norwegens galt es eine Entfernung von 1200 km zu überbrücken, wobei der operative deutsche Nordflügel nördlich Drontheim angenommen ist. In Polen wurde bei günstiger Jahreszeit nur zu Lande in einem zwar wegearmen, aber relativ flachen Gebiete operiert. In Norwegen mußte erst das Meer überwunden und der gesamte Truppen- und Materialnachschub über das angeblich von England beherrschte und von Minen verseuchte Gebiet des Skagerraks und der nördlichen Nordsee geleitet werden. Für die westliche Führerschicht des Weltkrieges ist diese deutsche Schutzmaßnahme in Norwegen operativ, strategisch und taktisch völlig regelwidrig. Ein Offizier, der 1913 einen solchen Plan vorgetragen hätte, würde die Majorsecke nie umschifft haben.

Als General Jomini zum erstenmal von Napoleon empfangen wurde, würdigte der Kaiser Jominis Arbeiten mit folgenden Worten: „Bisher gab es nur Regeln, Regeln sind gut oder schlecht, mit den Grundsätzen ist es etwas anderes. Entweder sie sind unveränderlich, oder sie sind keine Grundsätze." Die Besetzung Norwegens bestätigt wahrhaftig den unveränderlichen Grundsatz des Heraklit: ‚Alles fließt.' Die Kriegskunst ist veränderlich.

Wahre Kriegskunst gehört zu jenen Wissenschaften, bei denen der Mensch über die Materie triumphiert und wo — anders als in der Mathematik — der Wille über die Zahl siegt. Vor der Schlacht bei Königgrätz hielt der Chef des Generalstabes der preußischen Armee im Hauptquartier zu Gitschin beim König Vortrag. Generaladjutant von Alvensleben, dessen Urteil man mit Recht großes Gewicht beilegte, sagte mit unverhüllter Warnung: „Ein Angriff, bei welchem ein Fluß wie die Elbe zwischen den Armeen liegt, ist gefährlich." „Ja", antwortete Moltke ganz ruhig, „Krieg führen ist überhaupt eine gefährliche Sache." Damit endete der Kriegsrat. Was hätte man damals zu einer operativen Armeeführung gesagt, die nicht einmal das 120 km breite Skagerrak, geschweige denn die 50 m breite Elbe als ein Hindernis bei der Anlage und Durchführung eines Feldzuges ansieht. Und was hätte man wohl geäußert zu einer Operation, bei der die Truppe 1800 km und mehr von der Nachschubbasis entfernt ist.

Es gibt keine Theorie, die stark genug wäre um der Praxis des Tages standzuhalten, wenn nur der Wille genügend stark ist, der sie herausfordert. — Kühnheit läßt sich nicht an Formeln binden. Ob Jomini oder Moltke, ob Foch oder Ludendorff, ihre Erkenntnisse waren zeitbedingt. Gemeinsam litten sie unter dem Mangel der Einheitlichkeit der politischen und militärischen Führung.

Die Kriegsgeschichte beweist wieder und wieder, daß nicht das Zahlenverhältnis entscheidet, sondern das Vertrauen in die Führung und die gläubige Hingabe an die Sache, die die Führung vertritt.

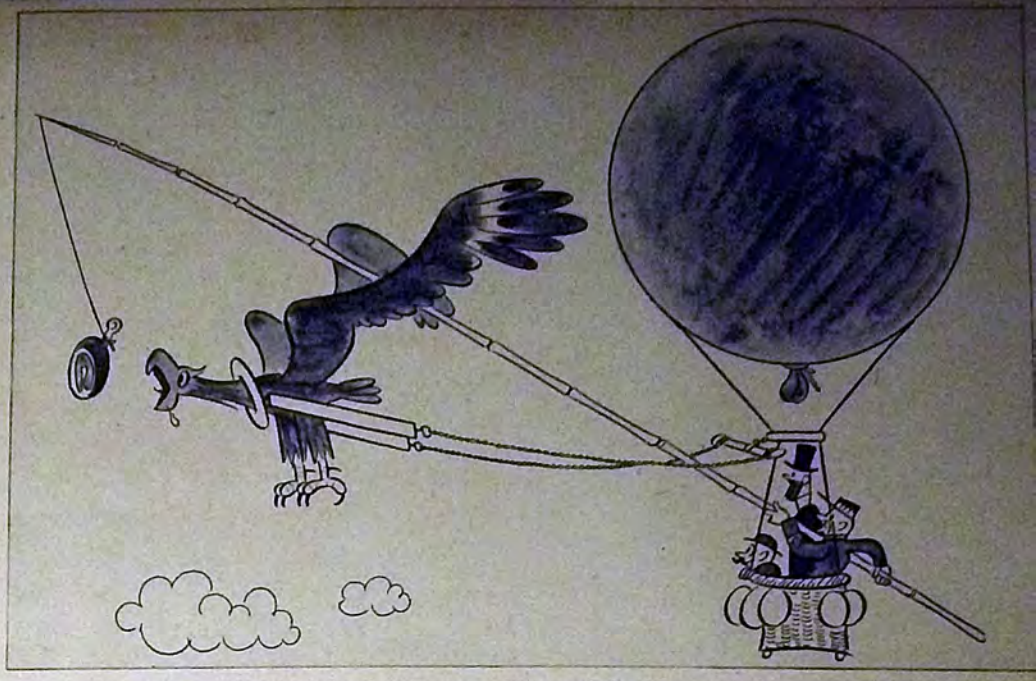
Zum Führertum gehört unerläßlich die Gabe der plastischen Phantasie. Zum Führertum gehört nüchternes Denken, klare Vernunft und die Gabe des kühlen Wägens. Führer kann aber nur der sein, der über das Wägen hinaus auch wagt. Der Führer in Deutschlands Zukunft aber beherrscht nicht nur den Mann, sondern vor allem die Herzen und den Geist seiner Truppen durch die Gewalt seiner neuen bahnbrechenden Idee.

Weltbestimmende Entscheidungen sind immer nur dann gefallen, wenn die militärische und politische Kriegführung in einer Hand lagen. Hannibal und Cäsar, Don Juan d'Austria und Karl V. und Napoleon haben im Erfolg oder im Mißerfolg das Weltbild bestimmt. Nicht die Waffe, sondern der Geist, der die Waffe führte, hat die Geschichte geformt. Am Ende war es nicht die schiefe Schlachtordnung, nicht die Erfindung des Schießpulvers. Es war auch nicht der Kampf um die inneren oder äußeren Linien. Immer ist diejenige Linie die bessere gewesen, auf der der bessere Führer stand und der durch ihn geborene zukunftweisende Gedanke. Clausewitz sagte dem Sinne nach: Kriegführung ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Die einheitliche Führung ist aber erst vorhanden, wenn die Mittel des Krieges in den Dienst der Politik gestellt werden. General der Infanterie Alfred Kraus, der Spezialist des Gebirgskrieges, der in der operativen Anlage, der strategischen und taktischen Durchführung des norwegischen Feldzuges die Bestätigung seiner erkämpften Lebenserfahrung gesehen hätte, faßt es klar und eindeutig. Die vollendetste Kriegführung wird dann erreicht, wenn Politik und Kriegführung in einer Hand liegen — in der Hand des Staatsoberhauptes.

In Deutschland liegen sie in einer Hand.

Stoewer
WAGEN HÖCHSTER LEISTUNG UND GROSSER WIRTSCHAFTLICHKEIT
„Sedina" 2,4 Ltr. 60 PS
„Arkona" 3,6 Ltr. 90 PS
STOEWER-WERKE AKTIENGESELLSCHAFT VORM. GEBR. STOEWER · STETTIN

Über die Leichtgläubigkeit im Kriege



Man sagt, daß niemals soviel gelogen werde wie nach der Jagd und — während des Krieges. Es gilt in der ganzen Welt nicht als rühmlich, während des Krieges auf einer Lüge ertappt zu werden. Die groteskeste hat sich während des Krieges 1870/71 ein Londoner Blatt, die „Pall Mall Gazette", geleistet. — Sie veröffentlichte in der Zeit, in der die deutsche Armee Paris belagerte, folgendes: Die Franzosen haben einen Weg gefunden, um Personen und sichere Nachrichten aus Paris entkommen zu lassen: diese Personen und diese Nachrichten verlassen die belagerte Stadt mit Hilfe eines Luftballons. Als sie begannen, diese Idee zu verwirklichen, hatten sie oft das Unglück, daß diese Ballone, die nicht lenkbar waren, deutschen Ulanenpatrouillen in die Hände fielen. Aber jetzt haben sie das Problem, wie ein solcher Ballon zu lenken sei, gelöst: sie spannen Adler vor. „So extra vagant die Idee scheinen kann, einen Ballon durch Vögel nach seinem Ziel hinziehen zu lassen, so hat man sich mit ihr in Paris doch allen Ernstes beschäftigt. Man hat, wie es heißt, befriedigende Versuche mit Adlern aus dem Zoologischen Garten angestellt, die man an eine Gondel angeschirrt hat. Diese Versuche sind in Gegenwart des Generalpostmeisters Rampont und des Herrn Chassinat, des Chefs des Postwesens im Departement der Seine, sowie des Obereinnehmers Mattet vorgenommen worden. Vier oder sechs kräftige Vögel werden an den Ballon gespannt, sie werden durch einen Luftschiffer vermittelst eines Stücks rohen Fleisches gelenkt, das an das Ende einer langen, über die Schnäbel der Adler hinausreichenden Rute befestigt ist. Die gierigen Vögel bemühen sich umsonst, es zu erreichen; denn es bewegt sich fortwährend mit derselben Schnelligkeit durch die Luft wie sie selbst. Will der Luftschiffer dem Ballon eine andere Richtung geben, so wendet er die Rute mit dem Beefsteak entweder zur Linken oder zur Rechten; will er, daß er sich senkt, so läßt er sie senken, will er steigen, so hält er sie höher."

Gebet für England

Seit alters beaitzt das englische Parlament seinen Hausgeistlichen. Ein Fremder, der von dieser Einrichtung gehört hatte, fragte eines Tages den Policeman, der vor dem Parlamentsgebäude patrouilliert, was es mit diesem Hausgeistlichen für eine Bewandtnis habe, ob er der Seelsorger der Parlamentsmitglieder sei und ob er wirklich für die Parlamentsmitglieder bete.

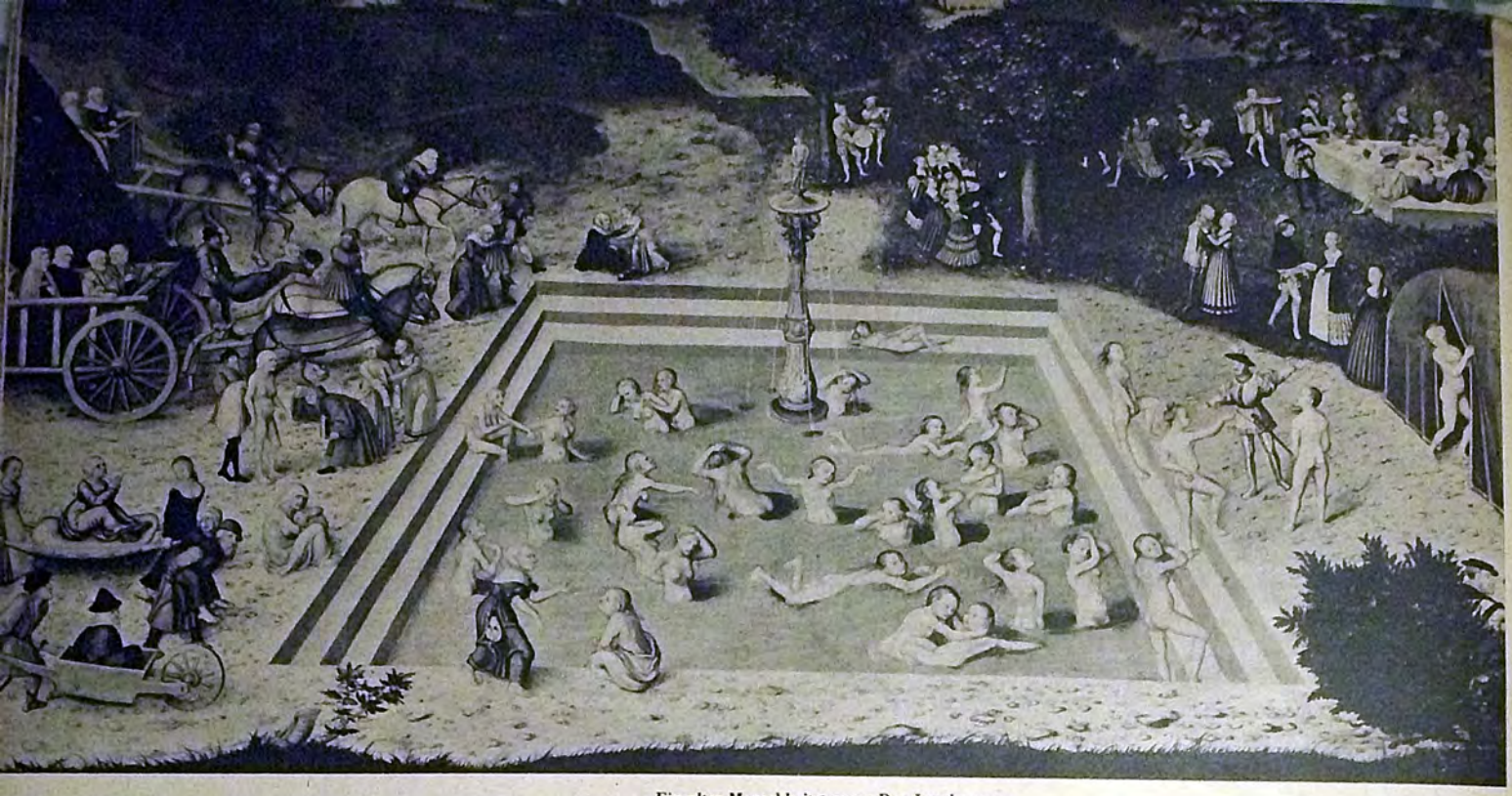
„Nein", erwiderte der Policeman, „er geht ins Unterhaus, schaut einmal in die Runde auf alle Leute, kniet dann nieder und betet still für das Land."

Für jeden Zweck

hat OLYMPIA die passende Schreibmaschine. Für das Büro die bewährte OLYMPIA 8 mit den vielen Vorzügen, in verschiedenen Wagenbreiten, auch mit Dezimaltabulator. An Kleinschreibmaschinen die Modelle: ELITE, PROGRESS und SIMPLEX sowie die PLANA als erste deutsche flache Schreibmaschine. Allen Erzeugnissen, so verschieden sie auch nach Verwendung und Preis sind, ist der Qualität verbürgende Name gemeinsam:

Olympia

OLYMPIA BÜROMASCHINENWERKE AG. ERFURT



Ein alter Menschheitstraum: Der Jungbrunnen

Die ewige Jugend ist eine alte Sehnsucht der Menschen, und Lucas Cranach der Ältere hat ihr in seinem berühmten Bilde Gestalt gegeben. Wird es den Forschern gelingen, den Traum Wirklichkeit werden zu lassen?

Jugend *aus der* Retorte

FORSCHER BEREITEN KÜNSTLICH EIN LEBENSELIXIER

Die moderne Alchimistenküche

Aus den von der Fleischmühle zermahlenen Organen, von denen 1 Zentner 1 Milligramm Hormon ergibt, wird ein Extrakt hergestellt

Vor fünfzig Jahren trat zum ersten Male das Zauberwort „Verjüngung" in den Bannkreis der Forschung, um schließlich durch die höchst umstrittenen Ergebnisse von Voronoff und Steinach auch der Allgemeinheit bekannt zu werden. Seit Jahrtausenden suchten die Menschen einen Jungbrunnen, in dem sie die unerwünschten Begleiterscheinungen des Alters loswerden könnten, seit Jahrtausenden versuchten sie Kuren, Mixturen und Tränke, ohne das lockende Ziel zu erreichen.

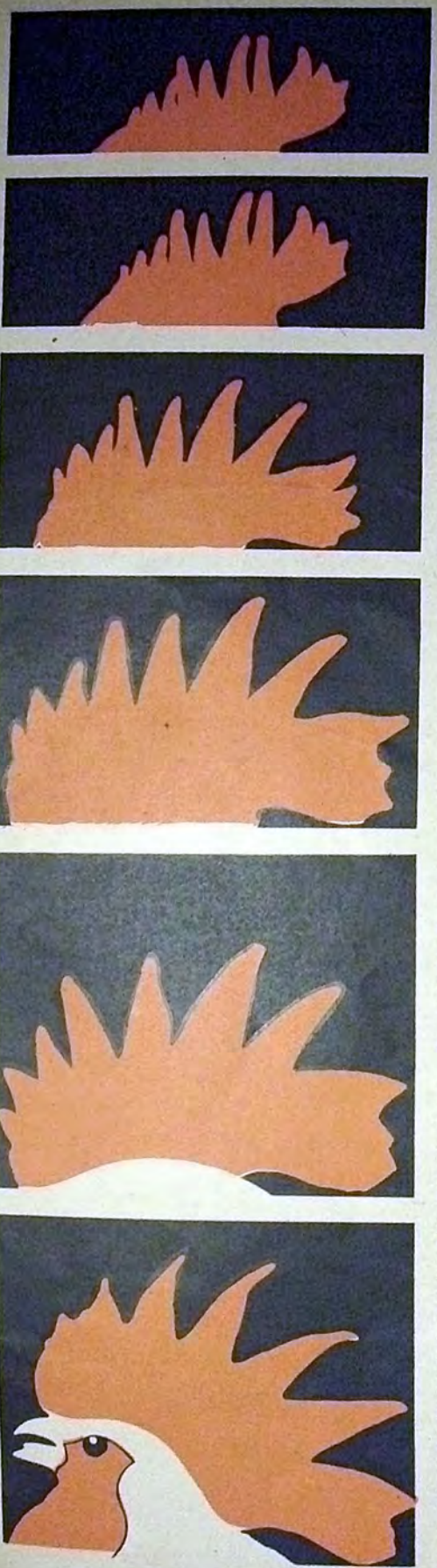
Da kam die Wissenschaft und entdeckte die Hormone, das heißt Stoffe, die in winzigen Mengen in bestimmten Drüsen unseres Körpers gebildet werden, um den Gleichlauf des Lebens aufrechtzuerhalten. Fällt ein solcher Stoff durch irgendeinen Umstand aus, zum Beispiel durch eine Krankheit der betreffenden Drüse, so kommt das körperliche und seelische Gleichgewicht ins Wanken. Als man erfuhr, daß das Alter des Menschen durch den natürlichen Ausfall eines Hormons, nämlich des Keimdrüsenhormons, bestimmt wird, glaubte man, dem „Jungbrunnen" auf der Spur zu sein. Denn wenn man ein fehlendes Hormon durch Einspritzungen ersetzen kann und das Alter durch das Fehlen des Keimdrüsenhormons bestimmt wird, dann müßte man doch eigentlich einen Menschen „verjüngen" können.

Durch Mixen und Klären zum reinen Elixier

Im Laboratorium werden lästige Begleitstoffe des Hormons beseitigt, nur ein kleiner Teil der ursprünglichen Menge bleibt übrig

Die Probe aufs Exempel

Um die Reinheit des Hormons zu prüfen, wird es einem Kapaun eingespritzt



Ein Kapaun wird beinahe wieder zum Hahn

Unter dem Einfluß des eingespritzten natürlichen Hormones wächst der winzige Kapaunenkamm zu einem schönen Hahnenkamm heran. Die Frage ist: wie wenig Hormon genügt, um die größte Wirkung zu erzielen? Die Aufnahmen wurden am 3., 6., 9., 12., 15. und 21. des Monats gemacht

Durch „Zertrümmerung" zum kristallisierten Hormon

Immer stärker wird, wie die Größe der Gläser zeigt, die ursprüngliche Masse dezimiert

Soweit ist — dies sei vorausgeschickt — die Menschheit noch nicht gekommen. Was aber in der Forschung heute mit diesem Keimdrüsenhormon angestellt wird, gehört zu den großartigsten Kapiteln menschlicher Forscherarbeit: Man stellt das Hormon künstlich, in der Retorte, her.

Das bedeutet für die Praxis einen ungeheuren Fortschritt. War man bisher auf den Extrakt aus dem natürlichen Drüsengewebe angewiesen, so kann man heute den reinen Stoff auf chemischem Wege bereiten, man kann ihn also viel genauer dosieren und hat keine störenden Nebenwirkungen durch alle möglichen Begleitstoffe, wie sie im natürlichen Drüsenextrakt immer enthalten sind, zu erwarten. Der Weg zu dem künstlichen Hormon aber ist höchst kompliziert.

Eine Synthese, d. h. eine Herstellung aus körperfremden Elementen, ist nur möglich, wenn man den Bau des natürlichen Vorbildes genau kennt. Also machte man sich an die Arbeit, und im Jahre 1931 gelang es dem deutschen Forscher Butenandt, kristallisiertes, reines männliches Keimdrüsenhormon aus dem Drüsenextrakt zu isolieren. Damit war der erste Schritt zur genauen Kenntnis dieses Hormons getan, und seitdem hat Butenandt, der heute im Kaiser-Wilhelm-Institut für Biochemie in Berlin-Dahlem wirkt, die Führung aller nun folgenden, in allen Kulturländern bearbeiteten Probleme behalten.

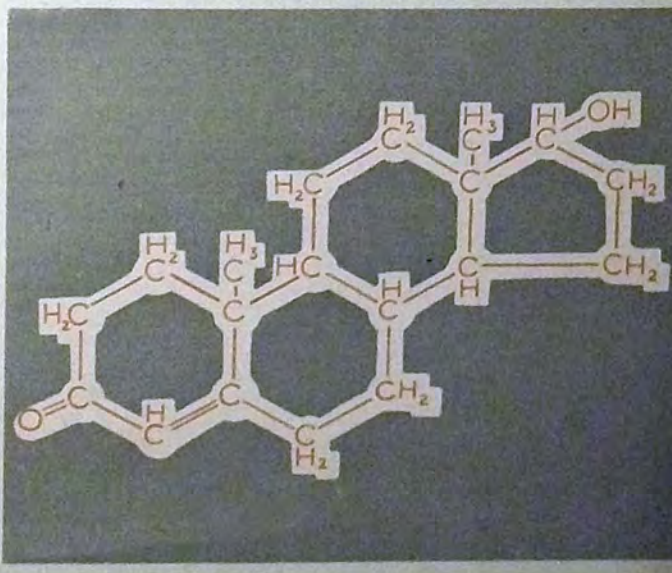
Es dauerte nicht lange, bis das erste künstliche Hormon auf dem Plan erschien. Man entdeckte mehrere männliche Keimdrüsenhormone, deren Wirksamkeit ähnlich war, man stellte sie künstlich dar und entwickelte dabei über ein Dutzend Substanzen, die den natürlichen Hormonen nicht chemisch, aber in der Wirkung glichen. Der Chemiker übertrumpfte also die Natur, er ahmte nicht nur ihre Produkte künstlich nach, sondern schuf sogar neue Stoffe, die ebenfalls lebendige Kräfte von besonderer Wirksamkeit auslösten. Um zu erfahren, ob eine künstlich hergestellte Substanz biologische Wirksamkeit besitzt, benutzt man einen biologischen Test: ein kastrierter Hahn, der von den Feinschmeckern geschätzte Kapaun, bildet unter dem Mangel des Keimdrüsenhormons keinen Kamm aus. Spritzt man nun einem Kapaun in gewissen Abständen das natürliche Hormon, das aus Keimdrüsen-Extrakten gewonnen wurde, wieder ein, so wächst der Kamm von neuem. Eine Stoffmenge, die eine bestimmte

Das reine Hormon ist da!

Es kristallisiert sich an den Wänden der kleinen Retorte — ein paar Milligramm sind das Ergebnis aus einer riesigen Menge von Ausgangsmaterial

Die „Zauberformel"

So sieht die chemische Formel für das Keimdrüsenhormon aus: eine Figur mit ein paar Buchstaben und Zahlen — das Ergebnis einer jahrelangen Arbeit des Forschers



Der künstlich gewonnene Kraftstoff

Das synthetische Hormon unter dem Mikroskop. Diese von Professor Butenandt in der Retorte hergestellte Substanz besitzt die gleiche biologische Wirksamkeit wie das natürliche Hormon

Größenzunahme des Kammes innerhalb einer festgesetzten Zeit bewirkt, nennt man eine Hahnenkamm-Einheit. Dieses Kammwachstum tritt nur bei einem geschlechtsspezifischen, also männlichen Hormon auf. Wenn nun eine künstlich hergestellte Substanz die Kräfte eines Kapauns ebenfalls aktiviert und den Kamm zum Wachsen bringt, besitzt sie also jene spezielle Hormonwirkung.

Man kann hier nicht mit Milligramm oder Kubikzentimetern messen, sondern nur mit biologischen Einheiten. Das Wachstum eines Kapaunenkammes gibt den Wert einer Substanz an, die unser Leben von Geburt an bestimmt, die uns, mit allen körperlichen und seelischen Eigenschaften, zum Manne macht. Diese Substanzen aber, die der Arzt braucht, um seinen Kranken bei Mangelerscheinungen helfen zu können, werden heute vom Chemiker in der Retorte entwickelt. Als Rohstoff für die künstliche Herstellung dient ihm in erster Linie das Cholesterin, das er reichlich in Rindergallensteinen und im Rinderhirn findet.

Ob diese Stoffe jemals helfen werden, den Traum von der Verjüngung zu verwirklichen, erscheint heute doch zweifelhaft. Denn das Menschenleben muß seinen naturgesetzlichen Ablauf finden. Aber manche Altersbeschwernisse wird es überwinden helfen.

Lebendige Kraft aus totem Stoff

Der winzige, zurückgebildete Kapaunkamm entstand aus Hormonmangel, die Stimme des Tieres ist nur noch das Glucken einer Henne. Nun führt der Wissenschaftler den aus der Retorte gewonnenen Kraftstoff dem Kapaun zu und . . . . . unter dem Einfluß des künstlichen Hormons entsteht auch hier nach 3 Wochen ein prächtiger Hahnenkamm und aus dem Glucken wird ein Krähen. Der Beweis von der Wirksamkeit der auf chemischem Wege gewonnenen Substanz ist geglückt

Der zerstreute Schwan und Leda

„Was wollt' ich denn bloß hier?"

SIGNAL Nr. 3, Jahrgang 1, 15. Mai 1940 / Erscheint alle 14 Tage / Hauptschriftleiter Harald Lecheuperg / Verlag und Druck: Deutscher Verlag, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26 / Alle Rechte vorbehalten / Tutti i diritti riservati / Tous droits réservés / All rights reserved / Entered as second-class matter at the Postoffice at New York N. Y. / Printed in Germany